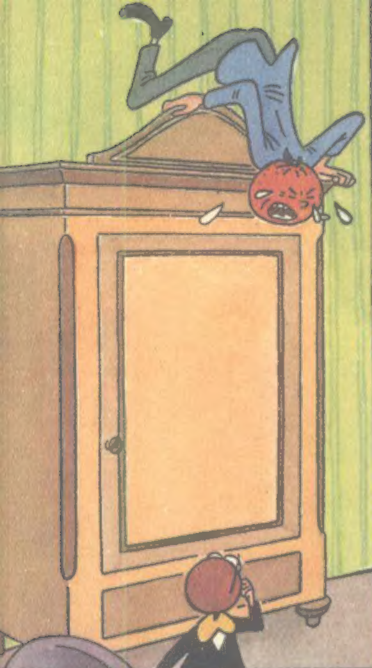
GIANNI RODARI



ZWIEBELCHEN






ATB · ALEX TASCHENBÜCHER · ATB

Gianni Rodari

Zwiebelchen

DER KINDERBUCHVERLAG BERLIN

Illustrationen von Raul Verdini
Aus dem Italienischen von Pan Rova
Originaltitel: Il Romanzo di Cipollino

ISBN 3-358-00231-4



2. Taschenbuchauflage 1987
© DER KINDERBUCHVERLAG BERLIN – DDR 1954
Lizenz-Nr. 304-270/439/87-(175)
Gesamtherstellung:
Grafischer Großbetrieb Völkerfreundschaft Dresden
LSV 7751
Für Leser von 10 Jahren an
Bestell-Nr. 630 879 9
00200

Erstes Kapitel
Wo Vater Zwiebel dem Fürsten Zitrone auf die Zehen tritt

Zwiebelchen war Vater Zwiebels Sohn und hatte sieben Geschwister: Zwiebelein, Zwiebelang, Zwiebelinchen und so fort; also alles Namen, die für eine ehrbare Zwiebelfamilie trefflich passen. Rechtschaffene Leute, um es gleich zu sagen, doch ziemliche Pechvögel.
Was wollt ihr: Wer als Zwiebel geboren wird, hat die Tränen im Haus.
Vater Zwiebel bewohnte mit seinen Kindern eine Holzbaracke, die kaum größer war als eine Trage, wie man sie beim Gemüsehändler sieht. Und wenn die reichen Herrschaften in jenes Viertel gerieten, rümpften sie voller Ekel die Nase. ,,Pfui, so ein Zwiebelgestank!" Und der Kutscher mußte schnell weiterfahren.
Einmal sollte auch der Statthalter Fürst Zitrone dort vorbeikommen. Die Würdenträger des Hofes waren sehr um seine Nase besorgt.
,,Was wird nur Seine Hoheit sagen, wenn sie die Armut riecht?"
,,Man müßte sie parfümieren", regte der Oberhofmeister an. Ein Dutzend Zitrönchen wurde sofort zum Arme-Leute-Parfümieren abkommandiert. Zu diesem Zweck hatten sie Säbel und Kanonen zu Hause gelassen und sich Kanister und eine Spritzpumpe auf den Rücken gepackt. Die Kanister waren mit Kölnischwasser, Veilchenparfüm, orientalischem Juchten und allerfeinstem bulgarischem Rosenöl gefüllt.

Vater Zwiebel und seine Kinder und Verwandten wurden aus den Baracken getrieben, an die Wand gestellt und von Kopf bis Fuß so ausgiebig angespritzt, daß sich Zwiebelchen einen Schnupfen davon holte.
Plötzlich ertönte ein Posaunenstoß, und es erschien der Statthalter in Person, zusammen mit allen Zitronen und Zitrönchen seines Gefolges. Fürst Zitrone war ganz in Gelb, einschließlich Mütze, und oben an der Mütze hatte er ein goldenes Glöckchen baumeln. Die Hofzitronen aber trugen ein silbernes Glöckchen und die gemeinen Zitrönchen eins aus Bronze. Alle zusammen machten ein herrliches Konzert, und die Leute kamen neugierig herbeigelaufen: Sie glaubten, die Musikkapelle sei gekommen.
Vater Zwiebel und Zwiebelchen hatten sich in die vorderste Reihe gestellt, und so bekamen sie die Püffe und Knüffe all der andern, die hinter ihnen standen, in den Rücken und an die Schienbeine. Um sich Luft zu schaffen, schrie der arme Alte: „Zurück, zurück!"
Als Fürst Zitrone das hörte, ging ihm der Hut hoch.
Er machte vor Vater Zwiebel halt, stellte sich fest auf seine krummen Beinchen und herrschte ihn voller Strenge an: „Was fällt Ihnen ein, ‚zurück, zurück' zu schreien? Sind Sie vielleicht dagegen, daß sich meine Untertanen vordrängen, um mich sehen zu können?"
„Hoheit", flüsterte ihm der Oberhofmeister ins Ohr, „der Mann scheint mir ein gefährlicher Umstürzler zu sein. Man wird ihn ins Auge fassen müssen."
Augenblicklich begann ein Polizist, Vater Zwiebel mit einem ganz besondren Fernglas ins Auge zu fassen,



das man zur Überwachung der Umstürzler benutzte. Und jeder Polizist hatte ein solches Fernglas.
Der arme Vater Zwiebel wurde vor Zittern und Beben ganz grün.
„Majestät", versuchte er einzuwenden, „sie drücken mich!"
„Sie tun gut daran!" donnerte Fürst Zitrone. „Sie tun sehr gut daran!"
Daraufhin wandte sich der Oberhofmeister an die Menge und hielt folgende Ansprache: „Geliebteste Untertanen! Seine Majestät dankt euch für eure Zuneigung und euer Drücken. Drückt, Bürger! Drückt noch fester!"
„Aber dann fallen sie doch auf Euch", wagte Zwiebelchen zu sagen.
Im gleichen Augenblick begann ein Polizist, auch ihn mit seinem Fernglas ins Auge zu fassen. Und Zwiebelchen machte sich lieber aus dem Staub, indem er den Leuten durch die Beine schlüpfte.
Die drückten am Anfang nicht so sehr, um sich nicht selbst weh zu tun; doch der Oberhofmeister warf mit bedeutungsvollen Blicken um sich, und so fing die Menge an zu wogen wie das Wasser in einem Waschtrog. Und sie drückten und schoben so sehr, daß Vater Zwiebel dem Fürsten auf die Zehen trat. Seine Hoheit, die an Hühneraugen litt, sah auch ohne das Dazutun des Hofastronomen sämtliche Sterne am Himmel. Zehn gemeine Zitrönchen stürzten sich gleichzeitig auf den unglücklichen Vater Zwiebel und legten ihm Handschellen an.
„Zwiebelchen! Zwiebelchen!" rief der Alte, als sie ihn fortschafften.
Zwiebelchen war in jenem Augenblick in weiter

Ferne, aber die Menge um ihn herum wußte bereits alles. Und wie das bei solchen Gelegenheiten der Fall ist: Sie wußte sogar noch viel mehr.
„Das ist gut, daß sie ihn verhaftet haben. Er wollte Seine Hoheit erstechen!"
„Ach, was sagen Sie da! Er hatte ein Maschinengewehr in seiner Westentasche stecken!"
„In der Westentasche? Das ist doch nicht gut möglich!"
„Haben Sie die Schüsse nicht gehört?"
Die Schüsse kamen eigentlich vom Feuerwerk, das man zu Ehren des Fürsten Zitrone angezündet hatte, aber die Leute erschraken dabei so, daß sie aus Angst vor den Zitrönchen in alle Winde auseinanderstoben.
Zwiebelchen wollte den Leuten zwar sagen, daß sein Vater in der Westentasche nichts anderes als einen alten Zigarrenstummel hatte, hielt es aber dann für klüger, seinen Mund nicht aufzumachen. Armes Zwiebelchen! Es glaubte, auf dem rechten Auge nicht mehr gut sehen zu können, aber das war ein Tränchen, das unter allen Umständen hinauswollte.
„Blöde Träne", sagte Zwiebelchen und biß die Zähne zusammen, um sich Mut zu machen.
Das Tränchen bekam einen furchtbaren Schrecken, machte kehrt und ließ sich nicht wieder sehen.

Kurz und gut, Vater Zwiebel wurde dazu verdonnert, sein ganzes Leben im Gefängnis zu verbringen und das noch über seinen Tod hinaus; denn die Gefängnisse des Fürsten Zitrone besaßen auch einen Friedhof.
Zwiebelchen suchte seinen Vater auf und umarmte

ihn. „Armer Papa! Wie einen Missetäter haben sie dich ins Gefängnis gesteckt, mitten unter die größten Verbrecher!"
„Liebes Kind, schlag dir diese Vorstellung aus dem Kopf", meinte der Alte liebevoll zu ihm, „im Gefängnis sind die anständigsten Leute."
„Und was haben sie verbrochen?"
„Nichts. Deshalb sind sie ja gerade im Gefängnis. Fürst Zitrone kann anständige Leute nicht leiden."
Zwiebelchen dachte einen Augenblick nach und glaubte dann verstanden zu haben.
„Es ist also eine Ehre, im Gefängnis zu sein?"
„Manchmal ja. Gefängnisse gibt es für die Diebe und Mörder, aber seitdem Fürst Zitrone an der Macht ist, sind die Diebe und Mörder an seinem Hof, und die guten Staatsbürger kommen ins Gefängnis."
„Ich will ein guter Staatsbürger werden", beschloß Zwiebelchen, „aber ich will nicht im Gefängnis enden. Im Gegenteil, ich werde herkommen und euch allesamt befreien."
Der arme alte Mann lächelte. „Mach dir keine Illusionen, das wird nicht so einfach sein!"
„Du wirst schon sehen, daß ich's fertigbringe!"
In dem Augenblick erschien der wachhabende Zitronerich und verkündete, daß die Sprechzeit abgelaufen sei.
„Zwiebelchen", sagte der bedauernswerte Häftling, „du bist jetzt schon groß und kannst allein für dich sorgen. Onkel Zwiebeling wird sich deiner Mutter und deiner kleinen Geschwister annehmen. Ich wünsche, daß du deine Siebensachen packst und in die Welt hinausziehst, um zu studieren."
„Ich habe doch keine Bücher und auch kein Geld, um

mir welche zu kaufen."
„Das tut nichts. Du wirst nur ein Fachgebiet studieren: die Schurken. Und wo du einem herrischen Kerl begegnest, dort laß dich nieder und studiere ihn gut." — „Und was soll ich dann machen?"
„Das wird dir schon zur rechten Zeit einfallen."
„Los, los", rief da der Zitronerich, „jetzt aber Schluß mit dem Gewäsch! Und du Rotznase, laß dich ja nicht mehr hier blicken, sonst kommst du auch noch ins Kittchen!"
Zwiebelchen hätte ihm ja gerne gehörig die Meinung gesagt, aber er sah ein, daß es keinen Zweck hatte, sich einsperren zu lassen, ehe man überhaupt ans Werk gegangen war. Er umarmte seinen Vater und machte, daß er fortkam.
Noch am gleichen Tag vertraute er Mutter und Geschwister der Obhut Onkel Zwiebelings an — ein guter Mann, der ein bißchen mehr Glück gehabt hatte als die andern, denn er war sogar als Pförtner angestellt.
Zwiebelchen band sein kleines Bündel an einen Stock und brach auf.
Er schlug gleich den ersten Weg ein, der ihm in die Quere kam. Aber es muß schon der richtige Weg gewesen sein, denn ein paar Stunden später stand er am Eingang eines kleinen Dorfes, dessen Name noch nicht einmal auf das erste Haus geschrieben war. Ja, das erste Haus war auch gar kein Haus, sondern eher eine Art Hundehütte, in der ein Dackel mit Mühe und Not hätte Platz finden können. Am Fensterchen sah man das Gesicht eines alten Männleins, das einen rotblonden Bart hatte, traurig hinausblickte und sehr damit beschäftigt schien, sein eigenes Schicksal zu bedauern.

Zweites Kapitel
Wie Zwiebelchen den Ritter Tomate das erste Mal zum Weinen brachte

„Guter Mann", fragte Zwiebelchen, „wie kamen Sie nur dazu, sich hier einzusperren? Ich möchte wissen, wie Sie jetzt wieder herauskommen."

„Ach, das ist einfach", erwiderte das alte Männlein, „aber hineinzukommen ist schwerer. Ich würde Sie ja gern zu einem Glas Bier einladen, junger Mann, doch hier drinnen ist nicht genügend Platz für zwei, und eigentlich habe ich auch kein Glas Bier."

„Mir ist's auch so recht", sagte Zwiebelchen, „ich bin nicht durstig. Das da wäre also Ihr Haus?"

„Ja", meinte das alte Männchen, das Herr Gurkenkürbis hieß, „es ist zwar ein wenig klein, aber solange Windstille herrscht, geht's ganz gut."

Herr Gurkenkürbis war gerade am Tage vorher mit dem Bau seines Häuschens fertig geworden. Ihr müßt nämlich wissen, daß er schon als Kind den festen Vorsatz gehabt hatte, einmal ein Häuschen zu besitzen, und dann Jahr um Jahr einen Ziegelstein auf die Seite legte.

Doch zu seinem Leidwesen verstand Herr Gurkenkürbis nichts von der Rechenkunst, und so bat er von Zeit zu Zeit Meister Traube, den Flickschuster, ihm die Ziegelsteine abzuzählen.

„Na, dann wollen wir mal sehen", sprach Meister Traube und kratzte sich mit der Ahle am Kopf, „sechs mal sieben ... ja, sechs mal sieben ist zweiundvierzig ..., schreibe neun ..., also, es sind siebzehn."

„Und reichen die für ein Haus?"

„Ich würde nein sagen."
„Was nun?"
„Was soll ich dir sagen? Wenn sie nicht für ein Haus reichen, dann mach eine Bank."
„Ich brauche doch keine Bank. In den öffentlichen Anlagen sind schon Bänke, und wenn sie besetzt sind, kann ich ebensogut stehen."
Meister Traube kratzte sich mit der Ahle am Kopf, erst hinter dem rechten Ohr, dann hinter dem linken Ohr, und ging schließlich in seine Werkstatt zurück.
Herr Gurkenkürbis beschloß, mehr zu arbeiten und weniger zu essen.
Auf diese Weise konnte er jährlich drei Ziegelsteine auf die Seite legen und manches Jahr auch fünf auf einmal.
Er wurde so dünn wie ein Streichholz, doch der Haufen Ziegelsteine wurde immer höher.
Die Leute sagten: „Seht euch den Gurkenkürbis an, der holt sich wohl seine Ziegelsteine aus dem Bauch. Jedesmal, wenn der Haufen um einen Ziegelstein zunimmt, nimmt Gurkenkürbis um ein Kilo ab."
Als Gurkenkürbis merkte, daß er alt wurde, und als er nicht mehr arbeiten konnte, rief er noch einmal nach Meister Traube und bat ihn: „Bitte, kommen Sie mit und zählen Sie meine Ziegelsteine ab."
Meister Traube nahm die Ahle, um sich am Kopf kratzen zu können, warf einen raschen Blick auf den Haufen Ziegelsteine und entschied: „Sechs mal sieben ist zweiundvierzig . . ., schreibe neun . . ., also, es sind hundertundachtzehn."
„Reichen die für ein Haus?"
„Ich sage nein."
„Was nun?"

„Was soll ich dir sagen? Dann baust du eben einen Hühnerstall."
„Aber mir fehlen doch die Hühner dazu."
„Setz eine Katze hinein. Katzen sind nützlich, weil sie Mäuse fressen."
„Das ist richtig. Aber ich habe keine Katze, und eigentlich fehlen mir auch die Mäuse."
„Dann weiß ich nicht, was ich dir sagen soll", schnaufte Meister Traube und kratzte sich wie besessen mit der Ahle am Kopf, „hundertundachtzehn sind hundertundachtzehn, habe ich recht?"
„Wenn Sie es sagen, wo Sie doch die Rechenkunst studiert haben, ist es bestimmt richtig."
Und Herr Gurkenkürbis seufzte, und dann seufzte er noch einmal, und als er sah, daß bei dem ganzen Seufzen die Ziegelsteine auch nicht mehr wurden, entschloß er sich, unter allen Umständen mit dem Bauen anzufangen. Ich werde ein ganz kleines Häuschen bauen, dachte er sich bei der Arbeit, ich brauche kein Herrschaftshaus, ich bin ja selbst so klein. Und wenn die Ziegelsteine nicht reichen, nehme ich noch ein paar Blatt Papier dazu.
Herr Gurkenkürbis baute mit aller Bedächtigkeit, weil er Angst hatte, die Ziegelsteine schnell zu verbrauchen. Vorsichtig, als seien sie aus Glas, fügte er einen auf den andern. Und er kannte sie so gut, seine Steine!
„Den da", sagte er, nahm einen in die Hand und streichelte ihn wie ein Kätzchen, „habe ich mir vor zehn Jahren zu Weihnachten erspart. Mit dem Geld für das Masthuhn habe ich ihn auf dem Markt gekauft. Das Masthuhn esse ich dann, wenn mein Haus fertig ist."

Bei jedem Ziegelstein tat er einen tiefen, tiefen Seufzer. Und als er alle Ziegelsteine verbraucht hatte, behielt er noch eine Menge Seufzer übrig, und das Haus war so klein wie ein Taubenschlag.
Wenn ich jetzt ein Täuberich wäre, dachte der arme Gurkenkürbis, würde ich bequem hineinpassen.
Aber er war ja kein Täuberich, und als er es betreten wollte, stieß er mit einem seiner Knie ans Dach und brachte beinahe die ganze Hütte zum Einstürzen.
„Ich werde eben alt und zerstreut. Ich muß besser aufpassen."
Er kniete also vor dem Eingang nieder und rutschte auf den Knien und allen vieren seufzend in das Häuschen hinein. Drinnen ging das Unglück erst richtig los: Hätte er sich erhoben, dann wäre das Dach eingebrochen; der Länge nach ausstrecken konnte er sich auch nicht, denn dazu war das Haus zu kurz; und der Quere nach konnte er sich ebenfalls nicht hinlegen, denn dazu war das Haus wiederum zu schmal. Und die Füße? Vor allen Dingen mußte er auch seine Füße hineinziehen, sonst wären sie bei einem Regen ganz naß geworden.
„Ich muß feststellen", bemerkte Gurkenkürbis, „daß mir nichts übrigbleibt, als mich hinzusetzen."
Und so tat er. Er setzte sich hin und seufzte.
Er saß mittendrin in seinem Häuschen, seufzte mit Vorsicht, und sein Gesicht im Fensterchen sah aus wie der eingerahmte Trübsinn selber.
„Wie fühlen Sie sich?" fragte Meister Traube, der aus Neugierde vor die Ladentür getreten war.
„Danke, gut", gab Herr Gurkenkürbis höflich zurück.
„Ist es nicht ein wenig eng um die Schultern?"

„Nein, ich habe genaues Maß genommen."
Meister Traube kratzte sich wie gewöhnlich am Kopf und murmelte etwas vor sich hin, was man allerdings nicht verstehen konnte.
Inzwischen kamen die Leute von überallher, um das Häuschen des Herrn Gurkenkürbis zu betrachten. Es kam auch eine Schar Buben, und der Jüngste sprang aufs Dach, tanzte einen Ringelreihen und sang dazu:

„In seinem Haus Herr Gurkenkürbis
hat die linke Hand im Keller
und die rechte in der Küche,
und die Beine sind im Bette,
und der Kopf steckt unterm Dach."

„Aber Kinder", bat Gurkenkürbis, „seid ja vorsichtig, sonst bringt ihr mir das Haus zum Einstürzen. Es ist doch so empfindlich."
Um sie zur Ruhe zu bringen, holte er drei oder vier schöne rote und grüne Bonbons hervor, die er schon wer weiß wie viele Jahre lang in seiner Tasche herumtrug, und bot sie den Jungen an. Die fielen mit Hallo über seine Hand her und rauften sich um die Beute.
Jedesmal, wenn Gurkenkürbis von da an wieder ein bißchen Geld in der Tasche hatte, kaufte er sich Bonbons und legte sie für die Kinder aufs Fensterbrett, wie man den Spatzen Brotkrumen streut. Und so machte er sie sich zu Freunden.
Manchmal ließ er sie der Reihe nach in sein Häuschen hinein. Er blieb dann draußen und paßte auf, daß sie keinen Schaden anrichteten.

Gurkenkürbis war gerade dabei, Zwiebelchen all diese Dinge zu erzählen, als sich ganz hinten am Ende des Dorfes eine Staubwolke erhob. Gleich darauf gab es ein großes Türen- und Fensterzuschlagen. Meister Traubes Frau zog hastig den Rolladen herunter. Die Leute verkrochen sich in ihre Häuser wie vor einem hereinbrechenden Unwetter, sogar Hühner, Katzen und Hunde flüchteten in alle Himmelsrichtungen auf der Suche nach einem Unterschlupf. Zwiebelchen konnte gar nicht mehr fragen, was eigentlich los sei, denn schon war die Staubwolke mit einem Höllenspektakel durch das ganze Dorf gerast und blieb genau vor dem Häuschen des Herrn Gurkenkürbis stehen.

Es war ein vierspänniger Wagen, der allerdings nicht von vier Pferden, sondern von vier Salatgurken gezogen wurde; denn ihr werdet ja schon gemerkt haben, daß alle Wesen in jener Gegend mit irgendeinem Gemüse verwandt waren. Aus dem Wagen sprang eine hochgestellte, ganz in Grün gekleidete Persönlichkeit mit einem so roten und feisten Gesicht, als ob es jeden Augenblick platzen könnte, gerade wie eine überreife Tomate.

In der Tat handelte es sich bei der Persönlichkeit um den Ritter Tomate, Oberkämmerer und Verwalter des Schlosses der Gräfinnen vom Kirschbaum. Zwiebelchen dachte sich, daß er ein schlechter Kerl sein müsse, weil alle vor ihm davongelaufen waren. So trat er auf jeden Fall etwas zur Seite.

Aber vorläufig tat der Ritter Tomate gar nichts Schreckliches. Was tat er denn? Er sah Herrn Gurkenkürbis fest an. Er sah ihn in einem fort fest an und schüttelte dabei drohend und wortlos sein Haupt.

Der arme Herr Gurkenkürbis wäre am liebsten mitsamt seinem Häuschen im Erdboden versunken.
Der Schweiß rann ihm wie Tau von der Stirn und in den Mund, doch Herr Gurkenkürbis brachte nicht den Mut auf, seine Hand zu heben, um ihn abzuwischen, und so schluckte er ihn herunter. Das schmeckte salzig und bitter.
Herr Gurkenkürbis schloß die Augen und dachte: Nun ist Tomate nicht mehr da. Ich und mein Häuschen sind wie ein Seemann mit seinem Boot auf dem Stillen Ozean, und das Meer ist blau und ruhig und wiegt uns sanft in den Schlaf. Oh, wie sanft es uns wiegt: einmal hin und einmal her ..., einmal hin und einmal her ...
Weg ist der Stille Ozean, weg der Atlantische Ozean. Ritter Tomate hatte das Dach am Giebel gepackt und schüttelte es so mächtig hin und her, daß die Ziegel herunterfielen.
Herr Gurkenkürbis machte die Augen wieder auf, und Herr Tomate brüllte so furchtbar, daß Türen und Fenster im Dorf noch fester verschlossen wurden, und wenn jemand den Türschlüssel nur einmal umgedreht hatte, so drehte er ihn gleich noch ein zweites Mal um.
„Du Schurke!“ schrie Tomate. „Du Räuber! Du Umstürzler! Eine Villa hast du auf dem Grund und Boden der Gräfinnen vom Kirschbaum gebaut und glaubst wohl, daß du den Rest deiner Tage in ihr verbringen und faulenzen und die armen alten Damen auslachen kannst, die beide Witwen und Vollwaisen sind. Aber ich werde es dir schon beibringen!“
„Euer Gnaden“, flehte Gurkenkürbis, „ich gebe Euch mein Wort, daß ich vom Herrn Grafen Kirsch

die Erlaubnis erhalten habe, mir mein Häuschen hierher zu bauen!"
„Graf Kirsch ist schon dreißig Jahre lang tot, Friede seinem Kern. Der Boden ist Eigentum der Gräfinnen, und du wirst so freundlich sein und von hier verschwinden! Übrigens wird es dir der Rechtsanwalt sagen. Rechtsanwalt! Rechtsanwalt!"
Herr Erbse, der Dorf-Rechtsanwalt, hatte bestimmt die ganze Zeit sprungbereit hinter seiner Tür gestanden, denn er sprang heraus wie eine Erbse aus ihrer Schote. Jedesmal, wenn Tomate ins Dorf hinunterging, rief er den Rechtsanwalt, um sich recht geben zu lassen.
„Da bin ich, Euer Gnaden! Ganz zu Euren Diensten", murmelte Erbse und machte einen Diener. Aber er war so klein, daß man den Diener gar nicht sehen konnte. Aus Angst, für unhöflich gehalten zu werden, schlug er sogar einen Purzelbaum und landete kopfüber mit den Beinen in der Luft.
„Sagen Sie dem Mann, daß er unverzüglich den Platz zu räumen hat, im Namen des Gesetzes. Und teilen Sie allen Leuten mit, daß die Gräfinnen vom Kirschbaum sich mit der Absicht tragen, einen scharfen Bluthund in diese Hundehütte zu legen, damit die Lausbuben im Schach gehalten werden, die es seit einiger Zeit sehr an Respekt fehlen lassen."
„Ja, ich, in der Tat ...", fing Herr Erbse zu stottern an und wurde vor lauter Angst noch grüner.
„In der Tat oder nicht in der Tat: Sind Sie ein Rechtsanwalt oder sind Sie keiner?"
„Jawohl, Euer Gnaden. Ich habe den Doktor in Zivilrecht, Strafrecht und Kirchenrecht an der Universität von Salamanca erworben."

„Danke, das genügt. Wenn Sie Rechtsanwalt sind, habe ich recht. Sie können gehen.“

„Jawohl, Herr Ritter.“

Und Herr Erbse ließ es sich nicht zweimal sagen und verschwand so hurtig wie ein Mauseschwanz.

„Hast du gehört, was der Rechtsanwalt gesagt hat?“ fragte Tomate Herrn Gurkenkürbis.

„Aber der Rechtsanwalt hat ja gar nichts gesagt.“

„Elender, du wagst noch zu antworten?“

„Euer Gnaden, ich habe keinen Ton gesagt“, murmelte Gurkenkürbis.

„Wer hat dann gesprochen?“

Tomate sah sich drohend um.

„Schuft! Halunke!“ ließ sich die Stimme wieder hören.

„Wer hat gesprochen? Bestimmt war das der Umstürzler von einem Meister Traube“, folgerte Tomate, ging zur Werkstatt des Flickschusters, klopfte mit seinem Stock an den Rolladen und rief: „Ich weiß schon, Meister Traube, daß in Ihrem Laden umstürzlerische Reden gegen mich und die hochgeborenen Gräfinnen vom Kirschbaum gehalten werden. Ihr habt überhaupt keinen Respekt vor den beiden armen Witwen und Vollwaisen. Aber eure Stunde wird schon noch kommen. Und dann wird sich ja herausstellen, wer zuletzt lacht!“

„Deine Stunde, Tomate, wird auch noch kommen, und dann wirst du platzen“, sprach schon wieder die Stimme, und der, dem sie gehörte, nämlich Zwiebelchen, ging seelenruhig und mit den Händen in den Hosentaschen auf den furchtbaren Ritter zu, der nicht im entferntesten daran dachte, daß ihm dieser kleine Junge so gehörig die Meinung gesagt haben könnte.

„Wo kommst du denn her? Warum bist du nicht bei der Arbeit?"
„Ich arbeite nicht", sagte Zwiebelchen, „ich bin Student."
„Und was studierst du? Wo sind deine Bücher?"
„Ich studiere die Schurken, Euer Gnaden. Eben jetzt ist mir einer unter die Augen gekommen, und ich will mir die Gelegenheit nicht entgehen lassen, ihn zu studieren, um ihn genau kennenzulernen."
„Ein Schurke? Hier sind lauter Schurken. Aber wenn du einen neuen entdeckt hast, dann zeig ihn mir."
„Gewiß, Euer Gnaden", antwortete Zwiebelchen, kniff spitzbübisch das eine Auge zu, steckte seine linke Hand noch tiefer in die Hosentasche und holte einen kleinen Spiegel heraus, den er sonst für den Wachtelfang benutzte. Dann ging er ganz dicht an Tomate heran und hielt ihm den Spiegel vor die Nase.
„Hier ist er, Euer Gnaden, seht ihn Euch nur in aller Ruhe an."
Tomate schaute voller Neugierde in den Spiegel. Wer weiß, was er da zu sehen glaubte! Natürlich erblickte er nur sein knallrotes Gesicht mit den bösen Äuglein und dem Mund, der aussah wie der Schlitz einer Sparbüchse.
Endlich dämmerte ihm, daß ihn Zwiebelchen zum besten hielt, und da wurde er schier tollwütig. Er packte ihn mit beiden Händen am Schopf und fing an zu ziehen.
„Au, au", schrie Zwiebelchen, ohne dadurch seine gute Laune zu verlieren, „das ist zuviel Kraft für einen einzigen Schurken."
„Dir werde ich's schon zeigen", brüllte Tomate und

zog so heftig, daß ihm ein Büschel Haare in der Hand blieb. Und es geschah, was geschehen mußte. waren es doch Zwiebelchens Haare.
Mit einem Male spürte der wild gewordene Ritter ein fürchterliches Jucken in den Augen und begann zu weinen wie ein kleiner Springquell. Nein, wie zwei Springquellen: Die Tränen rannen ihm, immer sieben auf einmal, in zwei Bächlein über die Wangen herab. Und die Straße wurde gleich so naß davon, als sei eben der Spritzenwagen vorbeigefahren.

So was ist mir doch noch nie vorgekommen, dachte Tomate ganz außer sich. Weil er nämlich kein Herz besaß, war es wirklich noch nie vorgekommen, daß er hätte weinen müssen, und dann hatte er auch noch nie Zwiebeln geschält. Das Ganze erschien ihm so wunderlich, daß er in die Kalesche sprang, auf die Pferde einhieb und eiligst davonfuhr. Während der Flucht drehte er sich allerdings noch einmal um und schrie: „Gurkenkürbis, du weißt jetzt Bescheid ... Und du, kleiner Bengel, wirst mir diese Tränen noch gesalzen bezahlen müssen!"
Zwiebelchen lachte sich fast krank, und Herr Gurkenkürbis trocknete sich den Schweiß ab.
Nach und nach gingen überall die Fenster und Türen wieder auf, nur nicht bei Herrn Erbse. Meister Traube schob den Rolladen hoch, trat hinaus und kratzte sich voller Begeisterung am Kopf.
„Bei allem Zwirn der Welt", rief er aus, „endlich hat es jemand geschafft, den Ritter Tomate zum Weinen zu bringen. Woher kommst du denn, mein Junge?"
Und Zwiebelchen mußte allen Leuten seine Geschichte erzählen. Ihr kennt sie ja schon.

Drittes Kapitel
Wenn ein Tausendfüßler mit seinen Kindern zum Schuster muß

Zwiebelchen begann in Meister Traubes Werkstatt zu arbeiten und machte große Fortschritte im Handwerk des Flickschusters: Er wachste Zwirn mit Schusterpech, klopfte die Sohlen, schlug die Stifte in die groben Schuhe und nahm den Kunden das Maß.
Meister Traube war zufrieden mit ihm, und das Geschäft blühte auch deshalb, weil viele Leute in die Werkstatt kamen, um den fremden Jungen zu sehen, der den Ritter Tomate zum Weinen gebracht hatte.
So machte Zwiebelchen eine Menge neuer Bekanntschaften. Als erster kam der Musikprofessor Benno Birne mit seiner Geige unterm Arm. Ihm folgte ein Schwarm dicker Brummer und Wespen, weil die Geige des Professors Benno Birne eine köstlich duftende halbe Butterbirne war, und es ist ja bekannt, daß die Brummer um einer Birne willen leicht den Kopf verlieren.
Wenn Benno Birne ein Konzert gab, standen seine Zuhörer mehr als einmal auf und schlugen Alarm: „Achtung, Herr Professor! Auf Ihrer Geige sitzt ein Brummer!"
Benno Birne unterbrach dann sofort das Konzert und verjagte den Brummer mit dem Bogen. Manchmal gelang es einer Made, in die Geige zu kriechen und tiefe Tunnels zu graben. Dann war das Instrument hin, und der Professor mußte sich ein neues beschaffen, wenn er ohne Mißtöne spielen wollte.
Als zweiter kam Peter Porree, der Gärtner. Er hatte ein langes Büschel Haare über der Stirn und einen

Schnurrbart, der kein Ende nehmen wollte.
„Der Schnurrbart“, erzählte Peter Porree dem Zwiebelchen, „ist mein Verhängnis. Wenn meine Frau ihre Wäsche zum Trocknen aufhängen will, setzt sie mich auf den Balkon, macht die Schnurrbartenden mit zwei Nägeln fest — einen rechts und einen links — und hängt dann ihre Wäsche daran auf. Und ich muß so lange in der Sonne sitzen bleiben, bis alles getrocknet ist. Sieh dir nur die Spuren der Wäscheklammern an!“
Tatsächlich konnte man an seinem Schnurrbart in regelmäßigen Abständen die Spuren der Wäscheklammern erkennen.
Es kam auch eine Tausendfüßlerfamilie von außerhalb — ein Vater mit seinen beiden Kindern, die Tausendfüßchen und Tausendbeinchen hießen und sich keinen Augenblick ruhig verhielten.
„Sind die immer so lebendig?“ fragte Zwiebelchen.
„So eine Frage“, meinte der Tausendfüßler, „jetzt sind sie fromm wie zwei Engel. Die müßten Sie erst mal sehen, wenn sie von meiner Frau gebadet werden! Wäscht sie ihnen die Vorderfüße, machen sie sich die Hinterfüße schmutzig, und wäscht sie ihnen die Hinterfüße, machen sie sich die Vorderfüße schmutzig. Das nimmt überhaupt kein Ende, und jedesmal wird eine ganze Kiste Seife aufgebraucht.“
Meister Traube erkundigte sich: „Also nehmen wir den Kleinen das Schuhmaß?“
„Um Gottes willen! Tausend Paar Schuhe! Da müßte ich ja mein ganzes Leben lang die Schulden abarbeiten!“
„Und dann“, fügte Meister Traube noch hinzu,

„hätte ich auch gar nicht genügend Leder in meiner Werkstatt."

„Sehen Sie einmal zu, welche Schuhe es am nötigsten haben, die können wir dann erneuern."

Tausendfüßchen und Tausendbeinchen gaben sich Mühe, ihre Füße stillzuhalten, während Meister Traube und Zwiebelchen Unter- und Oberleder prüften, aber sie kamen nicht zurecht.

„Der hier müßte die ersten beiden Paare neu haben und dann das Paar Nummer 300."

„Ach, das tut es noch ganz gut", beeilte sich Vater Tausendfüßler zu versichern, „neue Absätze genügen da."

„Und der braucht hinten rechts zehn neue Schuhe."

„Ich sag es ihm immer wieder, daß er seine Füße nicht nachziehen soll. Gehen die Kinder vielleicht, wie es sich gehört? Nein, sie müssen springen und tanzen und schlittern! Da haben wir's jetzt: Die ganze rechte Schuhreihe ist vor der linken abgetreten!"

Meister Traube seufzte. „Ja, ja, zwei Füße oder tausend, das macht bei den Kindern nicht viel aus. Die wären auch mit einem einzigen Fuß imstande, tausend Paar Schuhe abzulaufen!"

Schließlich trippelten Tausendfüßlers wieder nach Hause. Tausendfüßchen und Tausendbeinchen glitten wie auf Rädern dahin, während Vater Tausendfüßler nicht ganz so schnell war. Er hinkte nämlich ein bißchen. Übrigens gar nicht so sehr. Er hinkte nur auf hundertsiebzehn Beinchen ...

Viertes Kapitel
Wo Zwiebelchen den Bluthund belagert und ihn mit dem Durst besiegt

Und Herrn Gurkenkürbis' Haus? Da erschien eines bösen Tages wieder Ritter Tomate in seiner von vier Salatgurken gezogenen Kalesche, aber dieses Mal ließ er sich von einem Dutzend Schutzleuten begleiten. Herr Gurkenkürbis wurde ohne viel Federlesens exmittiert, und in sein Häuschen kam ein grausiges Hundevieh mit Namen Bluthund.

„So werden die Dorfbengels lernen", sprach Tomate und sah sich drohend um, „mir mehr Respekt entgegenzubringen, angefangen von dem fremden Bürschchen, das sich der Meister Traube ins Haus genommen hat."

„Ganz recht", bestätigte Bluthund.

„Und der alte Trottel von einem Gurkenkürbis wird schon lernen, was es heißt, wenn man sich meinen Befehlen widersetzt. Will er ein Haus haben — nun, im Gefängnis ist Platz genug. Dort ist für alle Platz."

„Ganz recht", bestätigte Bluthund.

Meister Traube und Zwiebelchen standen in der Werkstatt und waren Zeugen dieses Auftritts, ohne auch nur einen Finger rühren zu können. Gurkenkürbis setzte sich traurig auf einen Randstein und strich seinen Bart. Und bei jedem Streichen blieb ihm ein Haar in den Fingern hängen. Da nahm er sich vor, seinen Bart nicht mehr anzufassen, um ihn nicht ganz zu verbrauchen. Unbeweglich blieb er auf seinem Randstein sitzen und seufzte; denn ihr werdet schon gemerkt haben, daß er einen großen Vorrat an Seufzern besaß.

Tomate stieg wieder in die Kalesche. Und Bluthund stand stramm und präsentierte den Schwanz.
„Du wirst gut Wache halten!" befahl der Ritter, versetzte den vier Salatgurken eins mit der Peitsche, und der Wagen fuhr ab.
Es war ein schöner heißer Sommertag. Bluthund ging ein wenig vor dem Häuschen hin und her und wedelte mit dem Schwanz, um Eindruck zu schinden. Dann begann er zu schwitzen und dachte daran, wie gut ihm jetzt ein Glas Bier schmecken würde. Er schaute suchend nach einem kleinen Jungen aus, den er hätte in die Wirtschaft schicken können, damit er ihm ein Glas Bier holte. Doch nirgends war ein kleiner Junge zu sehen. Nur Zwiebelchen saß auf der Schwelle von Meister Traubes Werkstatt und zog den Zwirn, aber, wer weiß warum, von der Seite her kam Bluthund eine verdächtige Witterung in die Nase, und er beschloß, ihn nicht anzureden.
Zwiebelchen hatte schon gemerkt, wie sehr die Hitze dem Hund zu schaffen machte.
Wenn ich mich nicht sehr täusche, dachte er, dann geschieht noch was!
Es geschah tatsächlich, daß die Hitze immer größer wurde, je höher die Sonne stieg. Der arme Bluthund hatte schrecklichen Durst.
„Was habe ich denn heute gegessen? Vielleicht haben sie mir die Suppe versalzen. Die Kehle brennt mir wie Feuer, und die Zunge ist mir so schwer, als sei sie aus Zement."
Zwiebelchen trat in die Tür, um einmal nachzusehen.
„Hallo!" winselte der Bluthund mit ganz schwacher Stimme.

„Meinen Sie mich?"
„Ja, Sie meine ich, junger Mann. Würden Sie mir eine Limonade holen?"
„Gerne würde ich das, Herr Bluthund, aber gerade jetzt hat mir der Meister diesen Schuh zum Besohlen gegeben, und ich habe keine Zeit."
Und ohne ein weiteres Wort kehrte er in die Werkstatt zurück.
„Ist der aber unfreundlich", brummte der Hund und verfluchte die Kette, die ihn hinderte, ganz einfach einen kleinen Abstecher in die Wirtschaft zu machen.
Bald darauf zeigte sich Zwiebelchen von neuem.
„Junger Herr", murmelte Bluthund, „würden Sie so freundlich sein, mir ein Glas Wasser zu bringen?"
„Selbstverständlich würde ich es Ihnen bringen", erwiderte Zwiebelchen schlagfertig, „aber gerade jetzt hat mir der Meister ein Paar Schuhe vom Herrn Pfarrer gegeben, auf die ich neue Absätze machen muß."
Zwiebelchen tat es ja leid, daß der arme Hund so vom Durst gequält wurde, aber Bluthunds Handwerk gefiel ihm auch nicht, und außerdem wollte er Tomate eine Lehre erteilen.
Gegen drei Uhr nachmittags brannte die Sonne so heftig, daß sogar die Steine ins Schwitzen gerieten. Bluthund konnte einfach nicht mehr. Da füllte Zwiebelchen eine Flasche mit Wasser und schüttete ein weißes Pülverchen hinein, das Frau Meisterin Traube allabendlich zum Einschlafen nahm. Die Ärmste war ja so nervös, daß sie ohne das Pülverchen nicht schlafen konnte.
Zwiebelchen hielt den Daumen auf die Flasche, setzte

sie an den Mund und tat so, als ob er trinken würde.
,,Ah", rief er aus und strich sich mit der Hand über den Bauch, ,,ist das schön kühl!"
Bluthund schluckte einen ganzen Liter Speichel, und für den Augenblick schien ihm wohler zu sein.
,,Herr Zwiebelchen", fragte er dann, ,,schmeckt das Wasser gut?"
,,Gut ist gar kein Ausdruck! Das schmeckt noch feiner als der allerfeinste Likör!"
,,Und sind auch keine Bazillen drin?"
,,Wo denken Sie nur hin! Das ist reinstes Wasser, das ein Professor von der Universität Barberino destilliert hat."
Und bei den Worten führte er die Flasche wieder an den Mund und tat so, als ob er ein paar Schluck trinken würde.
,,Herr Zwiebelchen", meinte Bluthund, ,,wie kommt es denn, daß die Flasche immer voll bleibt?"
,,Sie müssen wissen", antwortete ihm Zwiebelchen, ,,daß sie ein Geschenk meines Großvaters selig ist. Es ist nämlich eine Flasche, die nie leer wird."
,,Würden sie mir ein Schlückchen davon abgeben? Mit einem Fingerhut voll hätte ich schon genug."
,,Ein Schlückchen? Aber mit Vergnügen auch ein halbes Dutzend Flaschen", erwiderte Zwiebelchen.
Ihr könnt euch vorstellen, wie sich Bluthund darüber freute: Er fand gar nicht genug Dankesworte, leckte dem Jungen die Knie und wedelte so stürmisch mit dem Schwanz, wie er das selbst bei seinen Herrinnen, den Gräfinnen vom Kirschbaum, niemals getan hätte.
Zwiebelchen gab ihm die Flasche. Der Hund setzte an und trank ... und trank sie mit einem einzigen Zug

bis auf den letzten Tropfen aus und wollte noch sagen: Was, die ist schon leer? Aber Sie hatten mir doch erzählt, daß das eine Wunderflasche ist?
Doch dazu kam er gar nicht mehr, weil er vor Schlaf umfiel.
Zwiebelchen löste ihn von der Kette, packte ihn sich auf die Schultern und ging schloßwärts.
Auf halbem Wege drehte er sich noch einmal um und sah, wie Herr Gurkenkürbis sein Häuschen wieder in Besitz nahm: Im Fensterrahmen erschien das Gesicht des alten Männchens mit dem rotblonden zerrauften Bart — ein Bild der Freude selber.
Armer Bluthund, dachte Zwiebelchen unterwegs zum Schloß, den Streich habe ich dir schon spielen müssen. Wer weiß, ob du dich bei mir noch für das kühle Wasser bedankst, wenn du erst einmal aufwachst!
Das Parktor stand offen. Zwiebelchen legte den Hund ins Gras, streichelte ihn sanft und sagte dann: „Einen schönen Gruß an Ritter Tomate!"
Bluthund antwortete mit einem seligen Grunzen. Im Traum durchschwamm er gerade einen kleinen Bergsee, einen See mit frischem und herrlich schmeckendem Wasser: Sein Schwanz wurde zu Wasser, seine beiden Ohren wurden zu Wasser, und auch seine vier Beine wurden zu Wasser und dabei so leicht wie die Sprudel in einem Springbrunnen.
„Träume süß!" meinte Zwiebelchen und ging ins Dorf zurück.

Fünftes Kapitel
Herr Heidelbeere legt eine Türglocke für die Diebe an

Im Dorf sah er eine Menge Leute vor dem Hause des Herrn Gurkenkürbis stehen und diskutieren. Hand aufs Herz: Sie hatten es alle ziemlich mit der Angst zu tun.

„Was wird der Ritter jetzt machen?“ fragte Professor Benno Birne und machte ein besorgtes Gesicht.

„Ich glaube, diese Geschichte wird ein schlimmes Ende nehmen. Schließlich sind sie die Herren und befehlen“, gab Frau Kürbis zu bedenken. Peter Porrees Frau pflichtete ihr sofort bei, nahm ihren Mann an beiden Schnurrbartenden, als wären es Zügel. „Hü! Hü! Nach Hause, ehe es noch ein anderes Unglück gibt!“

Sogar Meister Traube schüttelte den Kopf.

„Tomate ist jetzt zweimal genasführt worden. Bestimmt sinnt er auf Rache“, meinte er.

Herr Gurkenkürbis war der einzige, der sich keine Gedanken machte. In den Taschen hatte er die allerbesten Bonbons, die man je zu Gesicht bekommen hatte, und zur Feier des freudigen Ereignisses bot er sie allen an. Zwiebelchen nahm ein Bonbon, lutschte erst einmal ausgiebig und sagte dann: „Ich bin auch der Meinung, daß Tomate sich nicht so leicht geschlagen geben wird.“

„Ja, dann ...“, begann Gurkenkürbis und seufzte. Und seine ganze Fröhlichkeit verschwand wie die Sonne hinter einer vorüberziehenden Wolke.

„Dann sage ich, daß es nur eins geben kann, nämlich das Haus zu verstecken.“

„Das Haus verstecken?“
„Ganz richtig. Wäre es ein großmächtiges Gebäude, dann würde ich das ja nicht sagen, aber so ein kleines Haus ist doch ganz leicht zu verstecken. Ich will wetten, daß es auf dem Karren des Lumpensammlers Platz hat.“
Böhnchen — das war der Sohn des Lumpensammlers — rannte gleich nach Hause und erschien auch bald mit dem Karren.
„Dahinauf?“ fragte Gurkenkürbis und fürchtete, sein Häuschen könnte in die Brüche gehen.
„Dahinauf paßt es ausgezeichnet“, versicherte ihm Zwiebelchen.
„Und wohin sollen wir es fahren?“ fragte Gurkenkürbis noch.
„Man könnte“, schlug Meister Traube vor, „man könnte es zunächst in meinem Keller verstecken. Das Weitere wird sich finden.“
„Und wenn Tomate das erfährt?“
Alle sahen auf Herrn Erbse, der gerade vorbeiging und so tat, als sei er ganz woanders. Der Rechtsanwalt wurde rot und schwor sämtliche Eide und Meineide. „Von mir wird Tomate nichts erfahren. Ich bin kein Spitzel, sondern ein Rechtsanwalt.“
„Im Keller ist es bestimmt feucht, und das Haus könnte Schaden nehmen“, wandte Herr Gurkenkürbis zaghaft ein. „Weshalb verstecken wir es nicht im Wald?“
„Und wer bewacht es dort?“ fragte Zwiebelchen.
„Ich kenne jemand, der im Wald wohnt“, meinte Benno Birne. „Das ist der Herr Heidelbeere. Vielleicht könnten wir ihm das Haus anvertrauen. Dann werden wir weitersehen.“



Sie beschlossen, den Versuch zu machen. In wenigen Minuten war das Häuschen auf den Karren des Lumpensammlers verladen. Herr Gurkenkürbis verabschiedete sich mit einem Seufzer von ihm und begab sich zur Frau Kürbis, einer Enkelin, um sich von den vielen Aufregungen zu erholen.

Zwiebelchen, Böhnchen und der Professor schoben den Karren in den Wald. Sie brauchten sich dabei nicht besonders anzustrengen: Das Häuschen wog nicht mehr als ein Vogelkäfig.

Herr Heidelbeere bewohnte ein Kastaniengehäuse vom vorigen Jahr. Es war ein großes, stachliges Gehäuse, in dem Herr Heidelbeere bequemstens Platz hatte und auch seine Reichtümer, die aus einer halben Schere, einer rostigen Rasierklinge, einer Nadel mit eingefädeltem Zwirnsende sowie einer Käserinde bestanden.

Als er den Vorschlag hörte, war er entsetzt.

Schon bei dem Gedanken, daß er ein so großes Haus bewohnen sollte, lief es ihm kalt über den Rücken.

„So etwas kann ich nie annehmen, das ist ganz unmöglich. Was soll ich in einem so herrschaftlichen Haus? Ich fühle mich wohl in meinem Kastaniengehäuse. Wie sagt unser Sprichwort? ‚Ich sitze in meinem Gehäuse klein und laß die andern Leute sein.‘“

Als man ihm aber sagte, daß es sich darum handelte, Herrn Gurkenkürbis einen Gefallen zu erweisen, war er sofort damit einverstanden. „Das Männlein ist mir schon immer sympathisch gewesen. Einmal habe ich ihn darauf aufmerksam gemacht, daß ihm eine Raupe über den Buckel krabbelt. Ihr versteht: Ich habe ihm damit das Leben gerettet.“

Das Häuschen wurde neben den Stamm einer Eiche gestellt. Zwiebelchen, Böhnchen und Benno Birne waren Herrn Heidelbeere behilflich, seine ganzen Reichtümer ins Haus zu tragen. Dann verabschiedeten sie sich und gingen, aber vorher hatten sie ihm noch versprochen, bald mit guten Nachrichten wiederzukommen.

Kaum war Herr Heidelbeere allein, begann er sich vor den Dieben zu fürchten.

„Jetzt, wo ich ein so großes Haus habe", sagte er sich, „werden sie bestimmt kommen, um mich auszurauben. Wer weiß, vielleicht ermorden sie mich im Schlaf, weil sie glauben, daß ich wer weiß welche Schätze besitze."

Er überlegte hin und her und entschloß sich dann, ein Glöckchen neben der Haustür zu befestigen. Und unter dem Glöckchen machte er einen Zettel an, auf den er in großen Buchstaben folgende Worte geschrieben hatte: Die Herren Diebe werden gebeten, dies Glöckchen zu läuten. Man wird sie dann hereinbitten und ihnen zeigen, daß hier nichts zum Stehlen da ist.

Als er den Zettel geschrieben hatte, atmete er erleichtert auf. Und da die Sonne schon untergegangen war, legte er sich schlafen.

Gegen Mitternacht wurde er von einem Gebimmel geweckt.

„Wer da?" fragte er und trat ans Fensterchen.

„Hier sind Diebe", antwortete eine unheimliche Stimme.

„Ich komme sofort. Gedulden Sie sich ein wenig, bis ich meinen Schlafrock angezogen habe", sagte Herr Heidelbeere beflissen.

Er zog den Schlafrock an, öffnete die Tür und lud sie ein, das ganze Haus in Augenschein zu nehmen. Die Diebe waren zwei riesige Kerle mit Stoppelbärten, die allein schon Furcht und Schrecken einjagten. Sie steckten ihre Köpfe ins Haus — natürlich einen nach dem andern, damit sie nicht zusammenschlugen — und überzeugten sich gar bald, daß es nichts zum Holen gab.
„Haben Sie gesehen, meine Herren? Haben Sie gesehen?" frohlockte Herr Heidelbeere und rieb sich die Hände.
„Hm, hm ...", machten die beiden Diebe ziemlich unbefriedigt.
„Ich bedaure es ebenso, glauben Sie mir", fuhr Heidelbeere fort, „aber vielleicht kann ich Ihnen in etwas anderem behilflich sein. Möchten Sie sich rasieren? Ich habe hier eine Rasierklinge. Natürlich ist sie schon etwas alt: eine Erbschaft von meinem Urgroßvater. Aber ich glaube doch, daß sie noch schneidet."
Die beiden Diebe nahmen das Angebot an. Sie rasierten sich recht und schlecht mit der verrosteten Klinge und verabschiedeten sich schließlich mit vielen Dankesworten. Im Grunde genommen waren es zwei gute Kerle. Wer weiß, weshalb sie von Beruf Diebe waren.
Herr Heidelbeere legte sich wieder aufs Ohr und schlief ein.
Gegen zwei Uhr nachts wurde er noch einmal durch ein heftiges Gebimmel aus dem Schlaf gerissen. Es waren zwei andere Diebe. Er ließ sie eintreten, selbstverständlich einen nach dem andern, damit das Haus nicht platzte. Diese Diebe hatten keinen Bart, aber

einer von ihnen hatte alle Jackenknöpfe verloren. Herr Heidelbeere schenkte ihm Nadel und Faden und gab ihm den Rat, beim Gehen immer auf den Boden zu schauen.
„Wissen Sie, wenn man immer auf den Boden schaut, findet man eine Menge Knöpfe", meinte er dazu.
Und auch diese Diebe gingen wieder ihres Wegs.
So wurde Herr Heidelbeere Nacht für Nacht von Dieben geweckt, die am Glöckchen zogen und ihm einen kurzen Besuch machten. Wenn sie auch ohne Beute wieder gingen, so freuten sie sich doch, daß sie jemand gefunden hatten, der so höflich und zuvorkommend war.
Das Haus des Herrn Gurkenkürbis befand sich also in guten Händen. Wir überlassen es euch und wollen einmal nachsehen, was sich anderswo begibt.

Sechstes Kapitel
Baron Apfelsine hat Schwierigkeiten mit seinem Bauch, und der junge Herzog Mandarine droht, sich vom Schrank zu stürzen

Jetzt ist es aber Zeit, daß wir uns einmal das Schloß der Gräfinnen vom Kirschbaum betrachten, die, wie ihr inzwischen gemerkt haben werdet, Herrinnen über das ganze Dorf — die Häuser, den Boden, die Kirche und den Kirchturm — waren.
An dem Tag, als Zwiebelchen das Haus des Herrn Gurkenkürbis in den Wald bringen ließ, gab es im Schloß ein heilloses Durcheinander. Die Verwandten waren nämlich eingetroffen.

Genau gesagt, es waren zwei Verwandte: der Baron Apfelsine und der junge Herzog Mandarine. Baron Apfelsine war ein Vetter des verstorbenen Mannes der Gräfin Prima. Der junge Herzog Mandarine war dafür ein Vetter des verstorbenen Mannes der Gräfin Secunda. Baron Apfelsine hatte einen ungewöhnlichen Bauch, was übrigens gar nicht so erstaunlich ist, denn er aß von morgens früh bis abends spät und von abends spät bis morgens früh und erlaubte sich zwischendurch nur ein einziges Stündchen Schlaf.
Als Baron Apfelsine noch jung war, schlief er die ganze Nacht, um zu verdauen. was er am Tage gegessen hatte. Doch dann hatte er sich gesagt: Schlafen ist nur ein Zeitverlust. Denn wenn ich schlafe, kann ich nichts essen.
Und so faßte er den Entschluß, auch nachts zu essen und die Verdauungspause auf eine einzige Stunde zu beschränken. Von allen seinen zahlreichen Besitzungen, die über die ganze Provinz verstreut lagen, brachen andauernd Karawanen mit allen möglichen Lebensmitteln auf, um seinen Hunger zu stillen. Die armen Bauern wußten schon nicht mehr, was sie ihm schicken sollten. Eier, Hühner, Schweine, Ochsen, Kühe, Kaninchen, Obst, Gemüse, Brot, Zwieback und Torten: Alles aß der Baron im Handumdrehen auf. Er hatte zwei Diener, die ihm, was ankam, in den Mund stopfen, und zwei andere, die die ersten beiden ablösen mußten, wenn sie schlappmachten. Schließlich ließen ihm die Bauern sagen, daß nichts Eßbares mehr da sei.
„Schickt mir die Bäume!“ befahl der Baron.
Die Bauern schickten ihm die Bäume, und er aß auch sie mit Blättern und Wurzeln auf und tunkte sie dabei

in Öl und Salz.
Als er auch alle Bäume verzehrt hatte, begann er seinen Grundbesitz zu veräußern und kaufte davon neue Lebensmittel. Und als er seinen ganzen Grundbesitz veräußert hatte und auf dem trocknen saß, schrieb er einen Brief an die Gräfin Prima und ließ sich ins Schloß einladen.
Gräfin Secunda war gar nicht so erbaut davon.
„Mit seinem Hunger wird Baron Apfelsine unsern Besitz zugrunde richten. Unser Schloß wird er auffressen wie einen Teller Makkaroni."
Gräfin Prima brach in Tränen aus.
„Du willst meine Verwandten nicht aufnehmen. Der arme kleine Baron! Du kannst ihn nicht leiden."
„Schön", meinte da die Gräfin Secunda, „lade du deinen Baron ein. Ich lade dann den jungen Herzog Mandarine ein, den Vetter meines Mannes selig."
„Lade ihn doch ein", erwiderte die Gräfin Prima mit Verachtung, „der ißt ja kaum soviel wie ein Spatz. Dein verstorbener Mann — Friede seinem Kern — hatte kleine und magere Verwandte, die man mit bloßem Auge fast nicht erkennen konnte. Mein Mann selig — Friede seinem Kern — hatte dafür große und kräftige Verwandte, die man schon von weitem erkennen konnte."
Baron Apfelsine war tatsächlich schon von sehr weitem zu erkennen. Aus einer Entfernung von einem Kilometer konnte man ihn mit einem Hügel verwechseln.
Es galt nun, sofort einen Träger zu bestellen, der ihm helfen mußte, seinen Bauch zu tragen, weil er das allein nicht mehr schaffen konnte.
Tomate ließ also Bohne, den Lumpensammler des

Dorfes, rufen und ihm ausrichten, daß er seinen Karren mitbringen sollte. Bohne fand den Karren nicht, weil ihn sein Sohn Böhnchen hatte, wie ihr ja wißt. So nahm er sich eine Schubkarre, wie sie die Maurer zum Mörtelfahren benutzen.

Tomate war dem Baron behilflich, seinen Bauch in die Schubkarre zu betten, und rief dann: „Hü, hü!"

Bohne packte die Schubkarre mit beiden Fäusten und zog aus Leibeskräften, brachte sie aber um keinen Zentimeter von der Stelle.

Man holte noch zwei Diener, und mit vereinten Kräften gelang es, dem Baron zu einem Spaziergang auf den Schloßwegen zu verhelfen. Anfangs beachteten sie die Steine nicht. Das Rad der Schubkarre suchte sich wie absichtlich die größten und spitzesten Steine des Weges aus, und der Baron bekam Stöße in den Bauch versetzt, die ihm den Schweiß aus den Poren trieben.

„Gebt auf die Steine acht", bat er und hob beschwörend seine Hände.

Bohne und die beiden Diener gaben auf die Steine acht, und die Schubkarre geriet in die Löcher.

„Gebt auf die Löcher acht, um Himmels willen", flehte der Baron.

Während sie ihn so spazierenführten, vergaß er keineswegs seine Lieblingsbeschäftigung: Er knabberte an einem gebratenen Truthahn, den ihm seine Base, die Gräfin Prima, als Vorspeise hatte zubereiten lassen.

Auch der junge Herzog Mandarine machte ziemlich viel Aufhebens im Schlosse.

Das arme Erdbeerchen — das Kammermädchen der Gräfin Secunda — wurde nie fertig, ihm die Ober-

hemden zu bügeln. Als sie ihm die Hemden wiederbrachte, rümpfte der junge Herzog die Nase, brach in Tränen aus, sprang auf den Schrank und schrie: „Hilfe! Hilfe!“
Gräfin Secunda kam angelaufen und hatte die Hände in den Haaren.
„Mandarine, was tun sie dir an?“
„Sie bügeln mir die Oberhemden schlecht, und ich will sterben!“
Damit er am Leben bleiben sollte, schenkte ihm die Gräfin Secunda alle seidenen Hemden ihres Mannes selig.
Der junge Herzog Mandarine sprang vom Schrank und probierte ein Hemd nach dem andern.
Nach einer Weile hörte man ihn schon wieder schreien: „Hilfe! Hilfe!“
Gräfin Secunda kam mit klopfendem Herzen herbeigelaufen.
„Vetter Mandarine, was tun sie dir an?“
„Ich habe meinen Kragenknopf verloren und will nicht mehr am Leben bleiben!“
Dieses Mal war er auf den Spiegel geklettert und drohte, sich kopfüber auf den Fußboden zu stürzen.
Um ihn zu beruhigen, schenkte ihm die Gräfin Secunda alle Knöpfe ihres Mannes selig, die aus Gold, Silber und Edelsteinen waren.
Noch bevor es Abend wurde, besaß die Gräfin Secunda keinen Schmuck mehr, der junge Herzog Mandarine aber hatte sich verschiedene Koffer vollgepackt und rieb sich nun vergnügt die Hände.
Die Gräfinnen begannen sich sehr über ihre gierigen Verwandten zu beunruhigen und ließen ihren ganzen

Ärger an dem armen Kirschlein, ihrem vater- und mutterlosen Neffen, aus.

„Du stiehlst uns das Brot vom Munde weg“, schalt ihn die Gräfin Prima. „Geh sofort an deine Schularbeiten!“

„Ich habe sie schon gemacht.“

„Mach andere!“ herrschte ihn Gräfin Secunda mit aller Strenge an.

Das folgsame Kirschlein ging und machte noch andere Schularbeiten. Jeden Tag schrieb es ganze Hefte voller Arbeiten, jede Woche einen ganzen Berg.

An jenem Tag ließen ihn die Gräfinnen immer wieder neue Arbeiten machen.

„Was treibst du dich denn herum, du Faulenzer?“

„Ich möchte im Park spazierengehen.“

„Im Park geht Baron Apfelsine spazieren. Für einen Tunichtgut, wie du einer bist, ist kein Platz. Geh sofort und lern deine Aufgaben!“

„Ich habe sie schon gelernt.“

„Lern andere!“

Das folgsame Kirschlein ging und lernte andere Aufgaben. Jeden Tag lernte es Hunderte von Aufgaben. Es hatte schon alle Bücher der Schloßbibliothek gelesen.

Trafen ihn aber die Gräfinnen mit einem Buch in der Hand, schalten sie ihn strengstens aus: „Du Lausbub! Lege augenblicklich die Bücher wieder auf ihren Platz zurück! Siehst du nicht, daß du sie verbrauchst?“

„Aber wie soll ich denn meine Aufgaben lernen, wenn ich keine Bücher anfassen darf?“

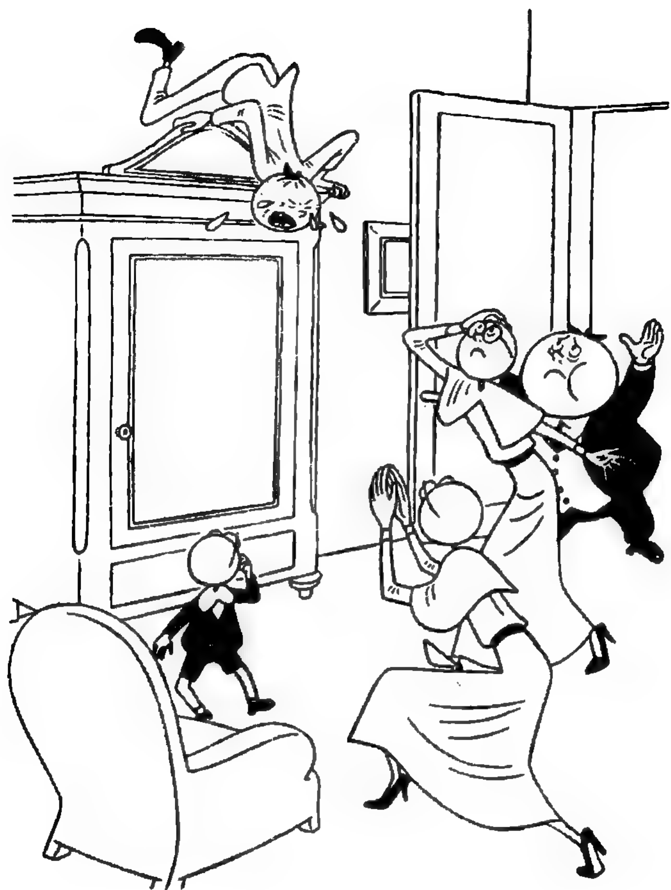
„Lern sie auswendig!“

Kirschlein schloß sich in seinem Zimmer ein und lernte und lernte und lernte. Natürlich immer ohne

Bücher. Er hatte alles im Kopf und lernte immer wieder Neues. Vor lauter Nachdenken bekam er Kopfweh, und die Gräfinnen schalten ihn aus: „Dauernd bist du krank, nur weil du zuviel denkst. Denke nicht, und spare uns das Geld für die Medizinen!"
Alles, was Kirschlein tat, war eben für die Gräfinnen schlecht getan.
Kirschlein wußte schon nicht mehr, wohin er sich drehen und wenden sollte, um keinen Rüffel zu bekommen. Er fühlte sich wirklich unglücklich.
Im ganzen Schloß war ihm niemand gut, außer Erdbeerchen, dem Kammermädchen der Gräfin Secunda. Erdbeerchen hatte Mitleid mit dem armen kleinen Jungen mit der Brille, den niemand mochte. Sie war nett zu ihm, und wenn er abends ins Bett ging, brachte sie ihm immer ein Stück Kuchen.
Aber an jenem Abend aß Baron Apfelsine den ganzen Kuchen als Nachtisch auf.
Der junge Herzog Mandarine wollte auch ein Stück davon. Und deshalb sprang er auf die Kredenz und schrie von ganz oben: „Hilfe! Hilfe! Haltet mich fest, oder ich stürze mich hinunter!"
Doch er konnte schreien, soviel er nur wollte. Der Baron beachtete ihn gar nicht und aß den ganzen Kuchen allein auf.
Gräfin Secunda hatte sich vor die Kredenz gekniet und flehte ihren kleinen Vetter an, sich doch nicht das Leben zu nehmen. Um ihn zu bewegen, wieder auf die Erde zu kommen, hätte sie ihm etwas versprechen müssen, aber sie besaß nichts mehr.
Endlich, als Mandarine verstanden hatte, daß wirklich nichts mehr zu holen war, fand er sich mit dieser

Tatsache ab und kam mit Hilfe der blutschwitzenden Tomate wieder herunter.
In diesem Augenblick wurde Tomate mitgeteilt, daß das Haus des Herrn Gurkenkürbis verschwunden war.
Der Ritter überlegte nicht lange. Er sandte eine Botschaft an den Statthalter und forderte zwanzig Polizisten, also Zitrönchen, auf Pump an.

Die Zitrönchen kamen am nächsten Tag und räumten auf: Sie durchstreiften das Dorf und verhafteten alle Leute, die sie fanden.
Natürlich verhafteten sie Meister Traube. Der Flickschuster nahm eine Ahle mit, damit er sich am Kopf kratzen konnte, und folgte ihnen brummend. Die Zitrönchen beschlagnahmten die Ahle.
„Sie dürfen keine Waffen mit sich führen", schnauzten sie Meister Traube an.
„Und womit soll ich mich denn kratzen?"
„Wenn Sie sich kratzen wollen, dann melden Sie das dem Kommandanten. Er wird das Nötige veranlassen."
Wenn sich also Meister Traube am Kopf kratzen mußte, damit er nachdenken konnte, meldete er es dem Kommandanten der Zitrönchen, und augenblicklich kratzte ihm ein Zitrönchen mit seinem Säbel den Kopf.
Auch Professor Benno Birne wurde verhaftet. Er durfte nur seine Geige und eine Kerze mitnehmen.
„Was wollen Sie denn mit der Kerze?"
„Meine Frau hat sie mir in die Tasche gesteckt, weil sie sagt, daß es im Schloßgefängnis sehr finster ist."



Kurz und gut, die ganze Dorfbevölkerung wurde verhaftet, mit Ausnahme des Herrn Erbse, weil er Rechtsanwalt war, und mit Ausnahme Peter Porrees, weil sie ihn nicht finden konnten.

Peter Porree hatte sich ganz und gar nicht versteckt: Er saß seelenruhig auf dem Balkon, sein Schnurrbart war nach rechts und nach links wie zwei Leinen straffgezogen, und darüber hing die Wäsche zum Trocknen.

Die Polizisten hielten ihn für einen Pfahl und beachteten ihn gar nicht.

Gurkenkürbis folgte den Zitrönchen und seufzte wie immer.

„Warum seufzen Sie soviel?" fragte ihn der Kommandant mit strenger Miene.

„Weil ich so viele Seufzer besitze. Ich habe mein ganzes Leben gearbeitet und jeden Tag einen Seufzer auf die Seite gelegt. Jetzt habe ich Tausende und aber Tausende und muß sie doch verwenden."

Von den Frauen wurde nur die Frau Kürbis verhaftet. Da sie sich weigerte zu laufen, drehten sie die Polizisten um und rollten sie bis vors Gefängnistor. Sie war ja so rund.

Weil die Zitrönchen sehr schlau waren, verhafteten sie noch nicht einmal Zwiebelchen, der mit einem kleinen Mädchen, das Radieschen hieß, ganz ruhig auf einer niedrigen Mauer saß und ihnen zuschaute. Die Zitrönchen fragten ausgerechnet die beiden, ob sie nicht einen gefährlichen Umstürzler mit Namen Zwiebelchen gesehen hätte.

Sie antworteten, daß sie gesehen hätten, wie er unter die Mütze des Kommandanten gekrochen sei, und rannten kichernd davon.

Aber am gleichen Tag machten sie noch einen Erkundungsgang zum Schloß hinauf. Zwiebelchen hatte beschlossen: Die Gefangenen mußten befreit werden, und Radieschen war natürlich gleich damit einverstanden.

Siebentes Kapitel
Wo Kirschlein die Verbotsschilder des Herrn Petersilie nicht befolgt

Das Schloß lag etwas erhöht auf dem Hügel und war von einem riesigen Park umgeben. Ein Verbotsschild sagte auf seiner einen Seite „Eintritt verboten" und auf seiner andern Seite „Austritt verboten".
Die eine Seite war für die Dorfkinder bestimmt, damit sie nicht in die Versuchung kommen sollten, über das Eisengitter zu klettern und unter den Parkbäumen herumzutollen; die andere Seite war für Kirschlein bestimmt, damit er nicht in die Versuchung kommen sollte, ein bißchen ins Dorf zu spazieren.
Kirschlein wandelte mutterseelenallein auf einem Parkweg und gab acht, daß er die Beete mit den Blumen nicht zertrampelte. Sein Magister, der Herr Petersilie, hatte nämlich überall Verbotsschilder anbringen lassen, auf denen geschrieben stand, was Kirschlein zu tun und zu lassen hatte.
Da stand zum Beispiel ein Schild neben dem Goldfischbrunnen: Kirschlein darf seine Hände nicht in den Brunnen halten!
Und noch ein zweites: Die Unterhaltung mit Kirschlein ist den Fischen untersagt!
Mitten in den blühenden Beeten standen Schilder wie

dieses: Kirschlein darf die Blumen nicht anfassen, sonst bekommt er kein Obst!

Oder wie dieses: Wehe, wenn Kirschlein das Gras zertrampelt! Er muß dann zweitausendmal schreiben: Ich bin ein wohlerzogener Junge.

Diese Verbotsschilder hatte Herr Petersilie erfunden, der kein Pfarrer, sondern Kirschleins Magister war.

Unser Gräflein hatte einst seine gräflichen Tanten um die Erlaubnis gebeten, mit allen andern in die Dorfschule gehen zu dürfen. Er sah nämlich die Kinder, wie sie zur Schule gingen und wieder von der Schule kamen und dabei ihre Ranzen lustig wie Fahnen herumschwenkten. Doch die Gräfin Prima war darüber entsetzt gewesen.

„Ein Graf vom Kirschbaum auf einer Schulbank mit einem Bauern! Niemals!"

Und die Gräfin Secunda hatte noch ergänzt: „Der Hosenboden eines Grafen vom Kirschbaum auf dem Holz einer gemeinen Schulbank! Nie darf das sein!"

So war ein Magister angestellt worden, nämlich der Herr Petersilie. Er wurde deshalb so genannt, weil er jederzeit aus allen Ecken und Enden hervorschoß. Wenn Kirschlein zum Beispiel während der Schularbeiten eine Fliege betrachtete, die in einen Tintenklecks getreten war und schreiben lernen wollte, schoß Herr Petersilie von irgendwo heraus, schneuzte seine Nase in ein riesiges rot-blau kariertes Taschentuch und hob an: „Wehe den Kindern, wenn sie Fliegen betrachten! So fängt es immer an. Dann folgt eine Fliege auf die andere, und dann betrachtet man auch die Spinne und dann die Katze und dann alle andern Tiere, und dann vergißt man seine Aufgaben

zu lernen. Wer seine Aufgaben nicht lernt, kann kein braver Junge werden. Wer kein braver Junge ist, wird kein braver Mann. Und wer kein braver Mann ist, kommt ins Gefängnis. Kirschlein, wenn du nicht ins Gefängnis kommen willst, darfst du die Fliege nicht mehr betrachten."

Ein anderes Mal, als Kirschlein sein Malalbum nahm, um etwas Schönes hineinzumalen, kam Herr Petersilie von irgendwoher angeschossen, schneüzte seine Nase und hob an: „Wehe den Kindern, wenn sie ihre Zeit damit vertrödeln, etwas Schönes zu malen! Was kann schon aus ihnen werden, wenn sie einmal groß sind! Höchstens Anstreicher, also schmutzige und schlechtgekleidete Leute, die sich Tag und Nacht herumtreiben und die Wände besudeln und daher ins Gefängnis kommen, wie sie es nicht anders verdienen. Kirschlein, willst du ins Gefängnis kommen?"

Aus lauter Angst vor dem Gefängnis wußte Kirschlein schon nicht mehr, welchem Heiligen er sich verschreiben sollte.

Glücklicherweise konnte Herr Petersilie zuweilen nirgends herausschießen, weil er gerade ein Nickerchen machte oder weil er noch bei Tisch vor einer Schnapsflasche saß. In diesen wenigen Augenblicken war Kirschlein endlich frei. Aber Petersilie hatte das gemerkt und deshalb die vielen Verbotsschilder anbringen lassen. So konnte er ein Stündchen länger schlafen und gewiß sein, daß sein Zögling inzwischen keine Zeit verlor und beim Spaziergang im Park nützliche Aufgaben lernte.

Doch wenn Kirschlein an den Schildern vorbeiging, nahm er die Brille ab. So sah er nicht, was auf ihnen geschrieben stand, und konnte sich ruhig mit seinen

eigenen Gedanken beschäftigen.
Kirschlein ging also im Park spazieren und hörte, wie ihn ein Stimmchen anrief: „Herr Graf! Herr Graf!"
Er drehte sich um und sah einen gleichaltrigen Jungen in ziemlich schlechter Kleidung, aber mit aufgewecktem und nettem Gesicht, und ein kleines, etwa zehnjähriges Mädchen, das seine Haare zu einem Zopf zusammengebunden hatte, der ihm immer kerzengerade wie ein Katzenschwanz auf dem Köpfchen stand.
Kirschlein verbeugte sich höflich und sagte: „Guten Tag, meine Herrschaften. Ich habe zwar noch nicht die Ehre, Sie zu kennen, aber ich würde Sie gern kennenlernen."
„Warum kommen Sie dann nicht näher her?"
„Ich darf nicht. Das Schild verbietet mir, mit den Dorfkindern zu sprechen."
„Aber wir sind doch Dorfkinder, und Sie sprechen ja schon mit uns!"
„Wenn das so ist, dann komme ich sofort."
Kirschlein war schüchtern und gut erzogen, aber in entscheidenden Augenblicken konnte er doch heldenhafte Entschlüsse fassen. Er trat beherzt auf den Rasen, zertrampelte ihn mit der ganzen Kraft seiner Beine und ging bis ans eiserne Tor.
„Ich heiße Radieschen", stellte sich das kleine Mädchen vor, „und der da ist Zwiebelchen."
„Sehr angenehm, mein Fräulein. Sehr angenehm, Herr Zwiebelchen. Ich habe bereits von Ihnen gehört."
„Und von wem, wenn ich fragen darf?"
„Vom Ritter Tomate."
„Der hat bestimmt nichts Gutes gesagt."

„Nein, bestimmt nicht. Gerade deshalb habe ich mir auch gedacht, daß Sie sehr nett sein müssen. Wie ich sehe, habe ich mich darin nicht getäuscht."
Zwiebelchen lächelte.
„Fein. Warum siezen wir uns dann und werfen uns Höflichkeiten an den Kopf wie ein paar alte Hofschranzen? Duzen wir uns doch!"
Kirschlein mußte plötzlich an das Verbotsschild denken, das über der Küchentür hing und auf das Herr Petersilie hatte schreiben lassen: Man darf sich mit niemandem duzen! Er war nämlich einmal dazugekommen, wie sich Kirschlein und Erdbeerchen freundschaftlich unterhielten. Jedenfalls beschloß Kirschlein, auch über dieses Verbotsschild genauso wie über den Rasen hinwegzugehen, und antwortete:
„Einverstanden. Duzen wir uns!"
Radieschen strahlte. „Was habe ich dir gesagt, Zwiebelchen? Das Gräflein ist ein sehr netter Junge."
„Ich danke Ihnen, mein Fräulein", sagte Kirschlein und verneigte sich. Dann wurde er rot und sagte nur noch: „Danke, Radieschen!"
Alle drei lachten lustig auf. Am Anfang lachte Kirschlein nur ein wenig mit dem einen Mundwinkel. Er dachte an ein Schild des Herrn Petersilie, das ihm das Lachen verbot, wenn er ein ernsthafter Junge werden wollte. Als er dann aber sah, daß Zwiebelchen und Radieschen ganz einfach loslachten, hielt er sich auch nicht mehr zurück und lachte herzhaft mit.
Ein so anhaltendes und frohes Lachen hatte man im Schloß noch niemals vernommen. Die edlen Gräfinnen saßen gerade auf der Veranda und schlürften Tee. Gräfin Prima hörte das Lachen und bemerkte: „Ich vernehme ein sonderbares Geräusch."

Gräfin Secunda nickte zustimmend.
„Ich vernehme es ebenso. Es muß Regen sein."
„Ich möchte dich darauf aufmerksam machen, daß es überhaupt nicht regnet", sagte Gräfin Prima sehr schulmeisterlich.
„Wenn es noch nicht regnet, wird es aber regnen", erwiderte Gräfin Secunda mit aller Bestimmtheit und hob den Kopf, um am Himmel die Bestätigung zu finden. Doch der Himmel war so klar und rein, als sei er gerade vor fünf Minuten vom städtischen Reinigungsdienst gekehrt und abgewaschen worden. Kein einziges Wölkchen war zu sehen, und hätte man's mit Gold aufgewogen.
„Ich behaupte, daß es der Brunnen ist", begann Gräfin Prima von neuem.
„Der Brunnen kann es nicht sein. Er ist schadhaft und spendet kein Wasser."
„Dann hat ihn der Gärtner wieder instand gesetzt."
Aber der Gärtner hatte noch nicht einmal gemerkt, daß er kaputt war.
Tomate hatte auch jenes eigenartige Geräusch gehört und wurde unruhig.
Im Schloßgefängnis, überlegte er, sind viele Gefangene. Man muß auf der Hut sein, damit man keine Überraschungen erlebt.
Und er beschloß, einen Kontrollgang durch den Park zu machen. Und hinter dem Schloß, dort, wo die Dorfstraße vorbeiführt, entdeckte er die drei Kinder in fröhlicher Unterhaltung.
Wäre der Himmel aufgegangen und wären die Engel einer über den andern heruntergepurzelt — Tomates Erstaunen hätte nicht größer sein können. Kirschlein zertrat den Rasen! Kirschlein unterhielt sich freund-

schaftlich mit zwei Lumpenkerlen!
In einem der beiden Lumpenkerle erkannte Tomate sofort den frechen Bengel, der ihn so viele Tränen gekostet hatte. Er geriet in die furchtbarste Wut und wurde so knallrot, daß die Feuerwehr — wäre sie gerade vorbeigekommen — bestimmt an einen Brandherd geglaubt hätte.
„Herr Graf!" rief er mit schrecklicher Stimme.
Kirschlein fuhr herum, erbleichte und klammerte sich ans Eisentor.
„Freunde", flüsterte er, „lauft schnell weg, bevor euch Tomate etwas antun kann. Bei mir wagt er es nicht. Auf Wiedersehen!"
Zwiebelchen und Radieschen rannten, was ihre Beine hergaben, und der Ritter brüllte hinterher.
„Dieses Mal", meinte Radieschen, „haben wir bei unserm Unternehmen kein Glück gehabt."
Doch Zwiebelchen lächelte. „Woher willst du das wissen? Wir haben einen Freund gewonnen, und das ist nicht wenig."
Ihr neuer Freund machte sich inzwischen darauf gefaßt, von Tomate, Herrn Petersilie, der Gräfin Prima, der Gräfin Secunda, dem Baron Apfelsine und dem jungen Herzog Mandarine den Kopf gewaschen zu bekommen. Die beiden hochedlen Verwandten hatten sehr schnell herausbekommen, daß sie nur Kirschlein zu quälen brauchten, um bei den Gräfinnen gut angeschrieben zu sein, und sie ließen sich keine Gelegenheit entgehen.
Aber diesmal würgte es Kirschlein doch in der Kehle. Es machte ihm gar nichts aus, daß sie ihn ausschimpften, ihn mit Vorwürfen überschütten, ihn bestrafen würden. Es machte ihm auch nichts aus,



daß die Gräfinnen schreien, Herr Petersilie schulmeistern und der junge Herzog Mandarine spötteln würde. Und trotzdem war er tief unglücklich.
Zum ersten Male hatte er zwei Freunde gefunden, zum ersten Male in seinem Leben hatte er herzhaft gelacht, und jetzt sollte er das alles wieder verlieren? Zwiebelchen und Radieschen waren hügelab davongerannt, und vielleicht würde er sie nie mehr wiedersehen. Was hätte er darum gegeben, wenn er an ihrer Stelle gewesen wäre, dort draußen, wo man über Wiesen laufen und Blumen pflücken konnte!
Zum ersten Male war in Kirschleins Herz jenes eigenartige und schreckliche Ding gekommen, das Schmerz heißt. Es war ein zu großes Ding für ihn, und er fühlte, daß er es nicht ertragen würde. Er warf sich auf den Boden und weinte voller Verzweiflung.
Tomate las ihn auf, klemmte ihn sich wie ein Päckchen unter den Arm und ging den Weg wieder zurück.

Achtes Kapitel
Doktor Kastanie wird aus dem Schloß gejagt

Kirschlein weinte den ganzen Abend hindurch. Und der junge Herzog Mandarine verspottete ihn auf gemeine Weise: „Unser Kirschlein wird sich vor Tränen noch ganz verzehren, und dann bleibt nichts mehr von ihm übrig als der Kern!"
Baron Apfelsine hatte wie viele dicke, wirklich dicke Leute im Grunde seines Herzens ein wenig Gutmütigkeit aufgehoben. Um Kirschlein zu trösten,

schenkte er ihm sogar ein Stückchen seines Tortenanteils. Allerdings nicht viel: gerade ein Kaffeelöffelchen voll. Doch wenn man des Barons Leidenschaft kennt, ist diese Freigebigkeit gar nicht zu verachten.

Die Gräfinnen spien dafür Gift und Galle.

„Unser Neffe hätte Dudelsackpfeifer werden müssen", stellte Gräfin Prima fest.

„Ohne Dudelsack hätte er auch ein ganz schönes Konzert machen können", übertrumpfte sie Gräfin Secunda.

„Morgen", drohte Herr Petersilie, „morgen mußt du mir dann dreitausendmal schreiben: Ich darf bei Tisch nicht weinen, weil ich damit die Verdauung meiner Tischgenossen beeinträchtige."

Als aber klar war, daß Kirschlein mit Weinen nicht aufhören würde, schickte man ihn ins Bett.

Erdbeerchen tat sein möglichstes, um das arme Gräflein zu trösten, aber da war alles vergeblich. Das Mädchen wurde so gerührt, daß es selbst zu weinen begann.

„Hör augenblicklich mit Weinen auf", befahl die Gräfin Prima, „sonst wirst du entlassen!"

Kurz und gut, Kirschlein wurde schwerkrank. Er bekam ein Fieber, daß das Bett davon wackelte, und einen Husten, daß die Scheiben davon klirrten.

In seinem Fieberwahn rief er dauernd: „Zwiebelchen! Zwiebelchen!"

Tomate behauptete, der Junge sei gewiß von diesem gefährlichen Verbrecher, der die Gegend unsicher mache, erschreckt worden.

„Morgen lasse ich ihn festnehmen", sprach er zu dem Kranken, um ihn zu beruhigen.

„Nein, nein, bitte nicht! Nehmt mich fest, werft mich ins tiefste Gefängnis, aber verhaftet nicht Zwiebelchen! Zwiebelchen ist ein guter Junge. Zwiebelchen ist mein einziger Freund."

Herr Petersilie schneuzte sich. „Der Kleine phantasiert. Es ist ein sehr schwerer Fall."

Sie riefen die berühmtesten Ärzte.

Als erster kam der Doktor Trockenpilz und verschrieb einen Absud von trocknen Pilzen.

Aber der Absud wirkte überhaupt nicht. Und Doktor Mispel traf sogar die Feststellung, daß Pilze bei jener Art von Krankheit äußerst gefährlich seien und daß eine Kompresse mit dem Saft japanischer Mispeln das gegebene wäre.

Mit dem Saft japanischer Mispeln beschmierten sie zwar die Leintücher, doch bei Kirschlein war kein Zeichen von Besserung zu bemerken.

„Meiner Ansicht nach", behauptete Doktor Artischocke, „wäre eine Kur auf der Basis roher Artischocken angezeigt."

„Mitsamt den Stacheln?" fragte Erdbeerchen erschrocken.

„Unbedingt, sonst zeigt sich keine Wirkung."

Sie behandelten Kirschlein mit rohen, frisch eingebrachten Artischocken. Der arme Junge wand sich unter den Stichen, als zöge man ihm die Haut ab.

„Sehen Sie", sagte Doktor Artischocke gutgelaunt, „der Herr Graf gibt Anzeichen von größerer Lebhaftigkeit. Setzen Sie die Behandlung fort."

„Vollkommen verkehrt", rief Professor vom und zum Lattich höchst entsetzt aus, „welches Rindvieh hat denn da eine Artischockenkur verschrieben? Versuchen Sie es statt dessen mit dem Lattich."

Erdbeerchen ließ insgeheim den Armendoktor, den Doktor Kastanie, rufen, der in den Wäldern unter einer Kastanie wohnte. Man nannte ihn den Armendoktor, weil er nur ganz wenig Medizin verschrieb, und die wenige Medizin, die er verschrieb, auch noch aus eigener Tasche bezahlte.
Als Doktor Kastanie dann vor der Schloßtür stand, wollten ihn die Lakaien fortschicken, weil er ohne Wagen angekommen war.
„Ein Arzt ohne Wagen", sagten sie, „ist auch ein Arzt ohne Medizin."
„Aber die Medizin hat doch mit dem Wagen nichts zu tun", erklärte ihnen der Doktor Kastanie geduldig.
„Ein Arzt ohne Wagen kann nur Quacksalber sein", behaupteten die Lakaien und wollten ihm schon die Tür vor der Nase zuschlagen. Doch in diesem Augenblick kam Herr Petersilie hinzu, der, wie ihr ja wißt, immer überall war, und befahl, den Doktor einzulassen.
Doktor Kastanie untersuchte den Kranken unten und oben, besah sich seine Zunge und seine Augen, befühlte seinen Puls, stellte ihm mit leiser Stimme ein paar Fragen, wusch sich schließlich die Hände und sagte nur: „Oh, welch schwere Krankheit ist doch das Alleinsein!"
„Soll das etwa eine Verdächtigung sein?" fragte Ritter Tomate in barschem Ton.
„Das soll gar keine Verdächtigung sein. Ich sage Euch nur die Wahrheit, wenn Ihr sie hören wollt. Dem Jungen fehlt überhaupt nichts. Er ist nur ein wenig schwermütig."
„Was für eine Krankheit ist das?" fragte die Gräfin



Prima. Sie mußte nämlich jede neue Krankheit einmal ausprobieren, und diese hatte sie noch nie gehabt. Sie war ja auch so reich, daß ihr die Kosten für die Medizin nichts ausmachten.
„Das ist keine Krankheit, Frau Gräfin. Das ist eine Trauer. Der Junge braucht Gesellschaft. Weshalb laßt Ihr ihn nicht manchmal mit den andern Kindern spielen?"
Hätte er es nie gesagt! Ein Sturm des Protestes erhob sich. Der arme Doktor wurde mit Schmähungen überhäuft.
„Verschwinden Sie", befahl Tomate, „verschwinden Sie, bevor ich Sie durch meine Diener hinauswerfen lasse!"
„Und schämen Sie sich", fügte Gräfin Secunda hinzu, „schämen Sie sich, unser Vertrauen so mißbraucht zu haben. Sie haben sich durch betrügerische Machenschaften in unser Haus eingeschlichen. Wenn ich wollte, könnte ich Sie wegen Hausfriedensbruchs zur Anzeige bringen lassen. Nicht wahr, Herr Rechtsanwalt?"
Und sie drehte sich zu Herrn Erbse um, der immer dann zur Stelle war, wenn man seine Meinung benötigte.
„Gewiß, Frau Gräfin."
Er zog sein Notizbuch aus der Tasche und vermerkte auf das Konto der Gräfinnen vom Kirschbaum: „Gutachten betreffs Anzeigeerstattung gegen Doktor Kastanie auf Hausfriedensbruch. Zehntausend Lire."
Da er sich auf diese Weise seinen Tagesverdienst gesichert hatte, wollte er nicht länger lästig fallen und ging wieder.

Neuntes Kapitel
Der Kommandierende General der Ratten wird zum Rückzug gezwungen

Ihr seid sicher schon sehr gespannt, etwas über die Gefangenen, also über Herrn Gurkenkürbis, den Professor Benno Birne, Meister Traube, Frau Kürbis und die anderen Dorfbewohner, zu hören, die Tomate hatte verhaften und ins Schloßgefängnis werfen lassen.

Zum Glück hatte Benno Birne den Kerzenstummel mitgenommen, denn die Kellergewölbe waren stockfinster und voller Ratten. Um sie fernzuhalten, begann der Professor auf seiner Geige zu spielen. Die Ratten haben Musik nicht gern, sie liefen davon und fluchten auf jenes verdammte Instrument, das sie nicht näher kommen ließ.

Auf die Dauer aber konnte Meister Traube die Musik auch nicht mehr ertragen. Benno Birne hatte ein melancholisches Gemüt und spielte nur melancholische Weisen, die zu Tränen rührten.

So baten sie den Professor, ruhig zu sein.

Ihr könnt verstehen, daß sich die Ratten, kaum daß es still geworden war, in drei Kolonnen zum Angriff formierten. Der Rattenchef kommandierte das Manöver: „Die erste Kolonne schwenkt von links in Richtung auf die Kerze ein und ergreift von ihr Besitz. Aber wehe, wenn ihr sie beschädigt: Ich muß als erster meine Zähne in sie einschlagen, denn ich bin der General. Die zweite Kolonne marschiert auf die Geige. Sie ist aus einer halben Butterbirne gemacht und muß köstlich schmecken. Die dritte Kolonne greift von vorn an, mit der Aufgabe,

den Feind zu zerstreuen."
Die Hauptleute der drei Kolonnen belehrten die einzelnen Ratteninfanteristen, was sie zu tun hätten. Der Rattenchef bestieg einen Panzerwagen — das war ein angebrochener, auf dem Bauch einer großen Ratte befestigter Dachziegel, und die Ratte wurde von zehn anderen Ratten am Schwanze gezogen. Die Trompeter bliesen zum Angriff, und in wenigen Minuten war die Schlacht entschieden. Benno Birne rettete seine Geige dadurch, daß er sie hoch über dem Kopf hielt, doch die Kerze verschwand wie weggewischt, und unsere Freunde blieben im Dunkeln sitzen.

Es verschwand auch etwas anderes, aber es ist noch zu früh, das zu sagen. Herr Gurkenkürbis fand keine Ruhe mehr. „An allem bin nur ich schuld!"

„Warum sollen denn Sie schuld daran sein?" brummte Meister Traube.

„Wenn ich nicht so darauf versessen gewesen wäre, jenes Haus zu bekommen, dann säßen wir jetzt nicht in der Patsche."

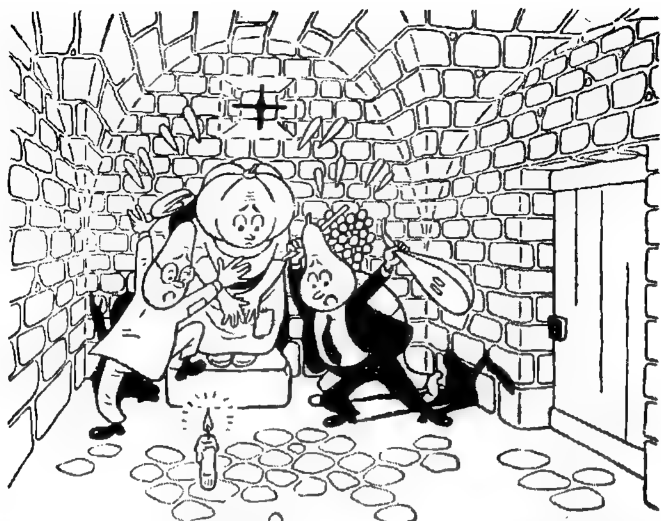
„Aber hören Sie damit auf", rief Frau Kürbis. „Sie waren es doch nicht, der uns ins Gefängnis gesteckt hat!"

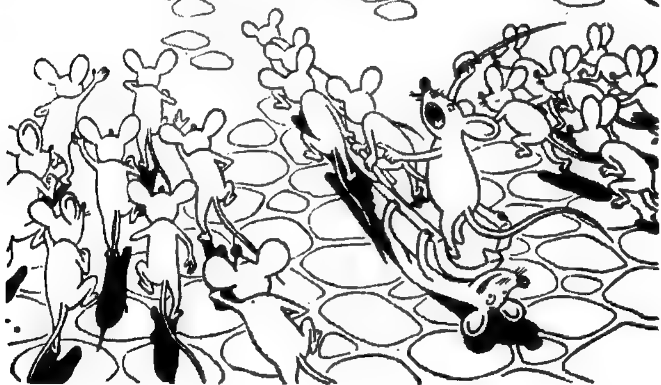
„Ich bin alt, was mache ich mit einem Haus", sprach Gurkenkürbis weiter, „ich kann mich ebensogut unter einer Bank in den öffentlichen Anlagen häuslich einrichten. Dort belästige ich niemand. Freunde, ruft bitte die Gefängniswärter und sagt ihnen, daß ich mein Haus Tomate schenken und ihm auch erklären werde, wo er es sich abholen kann."

„Einen Dreck wirst du ihm erklären", schnauzte Meister Traube.

Professor Benno Birne zupfte traurig an einer Saite

seiner Geige. „Da würde man auch Herrn Heidelbeere in die größte Verlegenheit bringen."
„Pssst!" machte Frau Kürbis. „Nennen Sie doch keine Namen! Hier haben auch die Wände Ohren." Sie blickte sich erschrocken um, aber ohne die Kerze war es so finster, daß sie gar nicht sehen konnte, ob das Gefängnis tatsächlich Ohren hatte.
Und es hatte Ohren. Allerdings nur eines, um der Wahrheit die Ehre zu geben: ein rundes Ohr, von dem ein Rohr ausging — eine Art Geheimtelefon, das alle Worte, die in der Zelle gesprochen wurden, schnurstracks in das Zimmer des Ritters Tomate weitergab. Zum Glück horchte Tomate in dem Augenblick gerade nicht, weil er zu sehr an Kirschleins Krankenbett beschäftigt war.
In dem Schweigen, das draufhin einsetzte, vernahm man Trompetenstöße. Die Ratten formierten sich wieder zum Angriff und waren mehr denn je entschlossen, Benno Birnes Geige zu erobern.
Um sie abzuschrecken, setzte der Professor zum Spiel an: Er klemmte das Instrument unters Kinn, holte mit dem Bogen zu einer wundervollen Geste aus, und alle hielten den Atem an. Sie hielten ihn ziemlich lange an, aber dann ließen sie ihn doch wieder los und entschlossen sich, Luft zu holen, denn das Instrument gab keinen Ton von sich.
„Ist etwas nicht in Ordnung?" fragte Meister Traube.
„Die Ratten haben meinen Bogen abgefressen", sagte Benno Birne mit tränenerstickter Stimme.
Sie hatten ihn fast aufgenagt und nur noch ein paar Zentimeter übriggelassen. Ohne Bogen konnte man keine Musik machen, und das Rattenheer rückte an





und stieß ein furchterregendes Kriegsgeschrei aus.
„An allem bin nur ich schuld“, seufzte Herr Gurkenkürbis.
„Hören Sie mit dem Seufzen auf, und helfen Sie uns lieber“, befahl Meister Traube. „Übrigens, da Sie so schön seufzen können, versuchen Sie doch mal zu miauen!“
„Ich bin gerade zum Miauen aufgelegt“, klagte Gurkenkürbis. „Ich muß mich schon sehr über Sie wundern. Sie sind doch sonst so seriös, und ausgerechnet in dieser Lage machen Sie Witze!“
Meister Traube gab ihm gar keine Antwort, sondern ahmte ein so vollendetes Miauen nach, daß das Rattenheer stutzte und stehenblieb.
„Miau, miau“, machte der Flickschuster.
„Miau, miau“, echote der Professor und klagte weiter über das ruhmlose Ende seines Fiedelbogens.
„Bei der Seele meines Großvaters Ratterich des Dritten, Königs aller Keller und Abwässer: Hier ist eine Katze“, rief der Rattenchef und bremste jäh seinen Panzerwagen.
„General, wir sind verraten“, schrie einer der drei Hauptleute und kam in gestrecktem Lauf angerannt, „meine Truppen haben eine Kolonne von schwerbewaffneten Dachbodenkatzen gesichtet.“
Seine Truppen hatten überhaupt nichts gesichtet. Nur Angst hatten sie bekommen, doch die Angst läßt einen auch das sehen, was gar nicht da ist.
„Miau, miau“, machten unsere Gefangenen verzweifelt.
Der Rattenchef strich sich über den Schwanz. Wenn er Sorgen hatte, strich er sich immer über den

Schwanz, und von dem vielen Streichen war der Schwanz schon so abgegriffen, daß die Soldaten ihrem General im geheimen den Spitznamen „Halbschwanz" gegeben hatten.

„Bei der Seele meines Urgroßvaters Ratterich des Ersten, Kaisers aller Dachböden: Die Verräter werden es mir büßen müssen! Blast zum Rückzug!"

Die Hauptleute ließen sich das nicht zweimal sagen. Die Trompeten bliesen zum Rückzug, und das Heer zog sich in größtmöglicher Eile zurück — vorneweg Halbschwanz, der von der Höhe seines Panzerwagens erbarmungslos auf die Zugratten herunterpeitschte.

So schlugen unsere Helden den Angriff siegreich ab.

Sie beglückwünschten sich noch gegenseitig zu dem schönen Sieg, als man ein Stimmchen rufen hörte:

„Herr Gurkenkürbis! Herr Gurkenkürbis!"

„Haben Sie mich gerufen, Professor?"

„Ich nicht", antwortete Benno Birne, „ich habe Sie nicht gerufen."

„Und doch meine ich, daß ich Sie habe rufen hören."

„Frau Kürbis! Frau Kürbis!" rief wieder das Stimmchen.

Frau Kürbis wandte sich an Meister Traube: „Meister Traube, weshalb machen Sie so ein Stimmchen?"

„Was fällt Ihnen ein? Ich mache gar kein Stimmchen. Ich kratze mich gerade am Kopf, weil ich einen Gedanken da drin habe, der mich kitzelt."

„Ich bin's", fuhr das Stimmchen fort, „ich bin's, Erdbeerchen."

„Wo bist du denn?"

„Ich bin in Ritter Tomates Zimmer und spreche mit

euch durch sein Geheimtelefon. Versteht ihr mich?"
„Ja, wir verstehen dich."
„Auch ich verstehe euch sehr gut. Tomate wird gleich dasein. Ich habe eine Botschaft für euch."
„Von wem?"
„Von Zwiebelchen. Er läßt euch sagen, daß ihr euch keine Gedanken machen sollt. Er wird schon dafür sorgen, daß ihr aus dem Gefängnis herauskommt. Ihr dürft Tomate das Geheimnis des Häuschens nicht preisgeben, und ihr sollt euch nicht unterkriegen lassen: Zwiebelchen denkt an alles."
Meister Traube antwortete: „Wir werden nichts sagen, und wir werden mit Zuversicht warten. Richte Zwiebelchen aus, daß er sich beeilen soll, denn wir sind von den Ratten belagert und wissen nicht, wie lange wir noch durchhalten können. Noch eins: Sieh zu, ob du uns eine Kerze und ein paar Zündhölzer beschaffen kannst. Unsere Kerze haben die Ratten aufgefressen."
„Bleibt einen Augenblick da, ich komme gleich wieder."
„Natürlich bleiben wir da. Wohin sollen wir denn gehen?"
Kurz darauf hörte man wieder Erdbeerchens Stimme: „Achtung, ich schicke jetzt die Kerze." Tatsächlich vernahm man ein Geräusch, und dann schlug etwas gegen Herrn Gurkenkürbis' Nase.
„Da ist sie, da ist sie!" rief der arme Mann voller Freude aus.
In einem Päckchen waren eine schöne Talgkerze und eine Schachtel Zündhölzer.
„Danke, Erdbeerchen."

„Lebt wohl. Ich muß schnell fort. Eben kommt Tomate.“
Wirklich kam Tomate gerade in dem Augenblick in sein Zimmer. Als der Ritter sah, daß sich Erdbeerchen an seinem Geheimtelefon zu schaffen machte, da geriet er in furchtbare Wut.
„Was machst du da?“
„Ich mache die Falle sauber.“
„Was für eine Falle?“
„Die da. Ist das keine Mausefalle?“
Tomate tat einen Seufzer der Erleichterung. Um so besser, dachte er, die ist so dumm, daß sie mein geheimes Hörrohr für eine Mausefalle hält! Augenblicklich besserte sich seine Laune, und er schenkte Erdbeerchen sogar ein Bonbonpapier.
„Hier, das ist für dich“, meinte er mit Gönnermiene, „lutsche dieses Papierchen ab. Es ist ganz süß: Vor einem Jahr war noch ein gefülltes Bonbon drin.“
Erdbeerchen bedankte sich bei dem Ritter mit einem Knicks und sagte: „In sieben Dienstjahren ist dies das dritte Bonbonpapier, das mir Euer Gnaden zum Geschenk machen.“
„Siehst du“ erwiderte Tomate, „daß ich ein guter Herr bin. Führe dich gut, und du wirst zufrieden sein.“
„Wer sich zufriedengibt, dem bekommt's“, meinte Erdbeerchen noch, machte wieder einen Knicks und ging schnell an ihre Arbeit.
Tomate rieb sich vergnügt die Hände und dachte: Jetzt horche ich aber an meinem Geheimtelefon. Wenn die Gefangenen miteinander reden, dann sagen sie sich gewiß sehr interessante Dinge, und so kann ich vielleicht auch das Versteck dieses verflixten

Häuschens erfahren.
Die Gefangenen hatten aber durch Erdbeerchen von Tomates Kommen gehört. Und da sie vermuteten, daß er ihre Unterhaltung belauschen würde, zogen sie gehörig über ihn los.
Tomate hätte sie am liebsten angeschrien: Jetzt könnt ihr aber was von mir erleben! Doch er wollte sich nicht verraten. Um ihre Reden nicht mehr mit anhören zu müssen, stopfte er die Muschel seines Telefons zu, die übrigens nur ein gewöhnlicher Trichter war, wie man ihn zum Weinabfüllen benutzt. Dann ging er schlafen.
Meister Traube zündete die neue Kerze an. Zuerst sahen alle nach oben und entdeckten in einer Ecke die Öffnung des Geheimtelefons. Sie lachten herzlich, weil sie sich das puterrote Gesicht des Ritters vorstellten. Doch ihre Fröhlichkeit war nicht von langer Dauer. Eine Späherratte sah das Licht in der Zelle brennen, schlüpfte hervor, um die Lage auszukundschaften, blickte sich nach allen Seiten um und lief schnurstracks zum Kommandanten, um ihm Meldung zu machen.
„Herr General", sagte sie heiter, „die Katzen haben sich zurückgezogen. Die Gefangenen besitzen eine neue Kerze."
Halbschwanz schluckte einen halben Liter Speichel und leckte sich den Schnurrbart, an dem noch ein bißchen Geschmack von der anderen Kerze hängengeblieben war.
„Laßt unverzüglich zum Sammeln blasen", befahl er.
Als das Heer Aufstellung genommen hatte, hielt der Rattenchef eine mitreißende Rede: „Meine tapferen

Recken! Das Vaterland ist in Gefahr! Stürzt euch also in den Kampf und holt mir jene Kerze. Die Kerze werde natürlich ich unter Beihilfe meiner Befehlshaber auffressen, aber vorher lasse ich euch der Reihe nach daran lecken."
Die Ratten schrien vor Begeisterung auf, ergriffen die Waffen und marschierten wiederum zum Angriff.
Dieses Mal war jedoch Meister Traube schlauer gewesen und hatte die Kerze ganz in der Höhe befestigt, nämlich dort, wo die Mauer einen kleinen Riß zeigte und zwischen zwei Steinen ein Spalt entstanden war. Die Ratten konnten getrost nach Leibeskräften danach springen — an die Kerze kamen sie doch nicht. Die Schlauesten begnügten sich damit, ein bißchen an Benno Birnes Geige herumzuknabbern, doch dann mußten sie sich ebenfalls zurückziehen, weil der über den Mißerfolg äußerst ungehaltene Rattenchef jeden zehnten hinrichten lassen wollte.
Und er tat es. Er ließ alle seine Soldaten in Reihe antreten, und jeder zehnte wurde erschossen.
An jenem Abend wurde im Garten ein Kriegsrat abgehalten.
Zwiebelchen, Erdbeerchen und Radieschen besprachen hinter einem Busch die Lage. Sie besprachen sie so eifrig, daß sie gar nichts merkten. Das heißt, sie bemerkten Bluthund nicht, der seinen Kontrollgang machte und wie eine Furie über sie herfiel. Bluthund würdigte die beiden Mädchen noch nicht einmal eines Blicks. Er setzte sich Zwiebelchen ganz einfach auf die Brust und bellte so lange, bis Tomate kam und ihn verhaftete.
Ihr könnt euch vorstellen, wie sich der Ritter da freute. „Als Beweis meines besonderen Wohlwol-

lens“, rief er aus, „sperre ich dich in die Geheimgrube. Das Gefängnis ist zu schade für dich.“
„Bitte schön“, antwortete Zwiebelchen seelenruhig. Was hätte er auch sagen sollen? Oder wäre es euch lieber gewesen, er hätte zu weinen angefangen, weil man ihn verhaftet hatte?

Zehntes Kapitel
Die Reise mit der Maulwürfin von einem Gefängnis ins andere

Zwiebelchen wachte mitten in der Nacht auf, und ihm war, als hätte jemand an die Tür geklopft. Aber das schien ihm ein so dummer Gedanke zu sein, daß er darüber lachen mußte. Und doch habe ich irgend etwas gehört, dachte er.
Während er noch darüber grübelte, wovon er aufgewacht sein könnte, wiederholte sich das Geräusch: ein dumpfer und beharrlicher Ton, als arbeite einer ganz in der Nähe mit der Spitzhacke.
Da hebt jemand einen Gang aus, schloß Zwiebelchen, nachdem er sein Ohr an die Grubenwand gehalten hatte, aus der das Geräusch kam.
Er hatte gerade diese Feststellung getroffen, als auch schon Erde von der Wand abbröckelte, dann fiel ein Stein herunter, und hinter dem Stein plumpste noch etwas oder jemand auf den Boden der Grube. „Verflixt, wohin bin ich denn jetzt geraten“, erklang eine näselnde Stimme.
„In die Geheimgrube“, antwortete Zwiebelchen, „also in das dunkelste Schloßgefängnis. Sie müssen mich entschuldigen, wenn ich Sie deshalb nicht er-

kennen und geziemend begrüßen kann."
„Und wer sind Sie? Sie müssen mich auch entschuldigen, aber ich bin an die Dunkelheit gewöhnt, und hier ist es zu hell für mich. Bei Licht kann ich nichts sehen."
„Ich weiß jetzt, Sie können nur zur Familie der Maulwürfe gehören!"
„Ganz recht", kam die Antwort, „und ich wollte schon längst in dieser Richtung graben, aber ich fand nie die Zeit dazu. Wissen Sie, ich muß Dutzende von Tunnelkilometern überwachen und instand halten. Immer dringt irgendwie Wasser durch. Daher kommt auch mein Schnupfen. Und dann sind da noch diese vermaledeiten Würmchen, die nie wissen, wohin sie wollen, und keine Achtung vor anderer Leute Arbeit besitzen. So hatte ich es immer wieder von einer Woche zur andern verschoben. Aber heute früh habe ich mir gesagt: Frau Maulwürfin, wenn Sie ein bißchen Vernunft besitzen und die Welt kennenlernen wollen, dann ist es höchste Zeit, daß Sie in einer neuen Richtung graben. Und so bin ich aufgebrochen und ..."
Zwiebelchen unterbrach den Redefluß und stellte sich vor: „Ich heiße Zwiebelchen und bin Gefangener des Ritters Tomate."
„Oh, bemühen Sie sich nicht", meinte die Maulwürfin, „ich habe Sie schon am Geruch erkannt. Aber ich bedaure Sie lebhaft. Tag und Nacht an einem so hellen Ort zuzubringen, muß ja eine wahre Qual sein."
„Für mich finde ich es reichlich dunkel."
„Machen Sie doch keine Witze! Ich bedaure Sie aufrichtig. Ach, die Welt ist schlecht. Und ich meine,

wenn sie jemand ins Gefängnis stecken, dann sollen sie ihn wenigstens dorthin tun, wo es dunkel ist und wo er seine Augen ausruhen kann. Aber seit dem Tag, an dem die Karthager den Attilius Regulus den Sonnenstrahlen aussetzten, nachdem sie ihm bereits vorher die Wimpern ausgerissen hatten, sind die Menschen immer grausamer geworden."

Zwiebelchen sah ein, daß es zwecklos war, sich über hell und dunkel mit einer Maulwürfin zu streiten, die an ihre Tunnels gewöhnt war und das Problem gewiß mit ganz andern Augen ansah als er.

„Ich muß zugeben, daß mich das Licht sehr belästigt", seufzte er.

„Sehen Sie? Was habe ich Ihnen gesagt?" Die Maulwürfin war ganz ergriffen. „Wenn Sie nur nicht so groß wären ...", fing sie an.

„Ich? Ich bin ganz klein, gewiß. Ich könnte sogar durch ein Maulwurfsloch kriechen."

„Kann schon sein, junger Mann. Aber wenn Sie mir einen Gefallen tun wollen, dann nennen Sie meine Tunnels nicht Löcher. Schön, vielleicht könnte ich Sie ein Stück Wegs begleiten."

„Ich könnte auch in den Tunnel kriechen, den Sie gerade fertig gegraben haben", schlug Zwiebelchen vor. „Natürlich nur, wenn Sie mich führen, denn allein hätte ich Angst, mich zu verirren. Ich habe gehört, daß Ihre Tunnels sehr kompliziert in der Anlage sind."

„Ach, wissen Sie", erwiderte die Maulwürfin, „mir ist es langweilig, immer die gleiche Strecke zu laufen. Ich schlage vor, wir graben einen neuen Tunnel."

„In welcher Richtung?" fragte Zwiebelchen augenblicklich.

„In irgendeiner Richtung", antwortete die Maulwürfin, „wenn wir nur an einen dunklen Ort gelangen und nicht in einen so furchtbar hellen Keller wie diesen hier."
Zwiebelchen dachte gleich an das Gefängnis, in dem Gurkenkürbis, Traube und die andern steckten. Das wäre eine schöne Überraschung für sie gewesen, wenn sie ihn so per Untergrund hätten ankommen sehen.
„Ich glaube, man muß nach rechts graben", schlug er der Maulwürfin vor.
„Ob nach rechts oder nach links, ist mir gleichgültig. Wenn Sie lieber nach rechts wollen, bitte, dann gehen wir nach rechts."
Und ohne weiter darüber nachzudenken, bohrte die Maulwürfin ihre Schnauze in die Wand und begann so heftig zu graben, daß Zwiebelchen gleich ganz mit Erde überschüttet war.
Er bekam einen Hustenanfall, der eine Viertelstunde lang dauerte. Als er mit Husten und Niesen fertig war, hörte er die Maulwürfin rufen: „Also, kommen Sie jetzt oder kommen Sie nicht?"
Zwiebelchen kroch in den Tunnel, der gerade so breit war, daß er ihn durchließ. Die Maulwürfin hatte wie ein Blitz schon etliche Meter hinter sich gebracht.
„Da bin ich, da bin ich", prustete er und spuckte die Erde aus, die ihm die schaufelnde Maulwürfin in die Kehle schleuderte.
Bevor er weiterkroch, verschloß er den Tunneleingang.
Wenn sie meine Flucht entdecken, dachte er sich, dann wissen sie nicht, in welcher Richtung ich geflohen bin.

„Wie fühlen Sie sich?“ fragte die Maulwürfin, während sie weiterschaufelte.
„Danke, ausgezeichnet“, antwortete Zwiebelchen, „hier ist es ganz und gar dunkel.“
„Ich habe Ihnen ja gesagt, daß Sie sich gleich besser fühlen würden. Möchten Sie, daß wir eine kleine Pause machen? Ich bin zwar nicht dafür, weil ich es eilig habe, aber vielleicht sind Sie nicht daran gewöhnt, schnell durch die Tunnels zu laufen.“
„Laufen wir nur weiter“, sagte Zwiebelchen und dachte, daß sie bei der Geschwindigkeit in ein paar Stunden dicht am Gefängnis sein würden.
„Einverstanden.“
Die Maulwürfin legte sich wieder mit voller Kraft ins Zeug und machte beim Graben ein ähnliches Geräusch wie ein Preßlufthammer.
Zwiebelchen konnte ihr nur mit großer Mühe folgen.
Eine Viertelstunde nach der Flucht Zwiebelchens mit der Maulwürfin öffnete sich die Tür zur Grube, und Tomate trat mit siegesgewissem Lächeln ein.
Wie genießerisch hatte sich der tapfere Ritter jenen Augenblick schon ausgemalt!
Wie er so auf die Zelle zuschritt, fühlte er sich um zwanzig Kilo erleichtert.
Zwiebelchen ist in meiner Gewalt, sagte er sich frohlockend, er muß mir alles von A bis Z bekennen, und dann lasse ich ihn aufhängen. Ist das geschehen, lasse ich Meister Traube und die andern Trottel frei: Von denen habe ich nichts zu befürchten. Da ist die Tür zur Geheimgrube. Ach, ach, wie freue ich mich schon bei dem Gedanken, daß sich der Bengel da drinnen sicher vor Tränen verzehrt! Ich möchte

wetten, daß er mir zu Füßen fallen und mich um Verzeihung bitten wird. Ich möchte wetten, daß er mir die Schuhe mit der Zunge polieren wird! Und ich werde ihn gewähren lassen und ihm ein bißchen Hoffnung auf Rettung machen. Dann nehme ich ihm alle Hoffnung wieder weg und teile ihm meine Entscheidung mit: Tod durch den Strang!
Als er aber die Tür geöffnet und die Taschenlampe angeknipst hatte, fand er keine Spur mehr von dem Gefangenen. Die Zelle war leer, ganz und gar leer.
Tomate glaubte seinen Augen nicht zu trauen. Die Wächter, die ihn umstanden, sahen ihn gelb, orange, grün, blau, dunkelblau und lila werden.
„Wohin kann er sich nur verkrochen haben? Zwiebelchen, hast du dich versteckt?"
Die Frage war ziemlich dumm. Wo hätte sich Zwiebelchen auch verstecken können?
Tomate schaute unter die Pritsche, in den Wasserkrug, an die Decke, untersuchte Boden und Wände, Quadratzentimeter um Quadratzentimeter. Nichts. Der Gefangene war weg, hatte sich verflüchtigt.
„Wer hat ihn fliehen lassen?" wandte sich der Ritter mit Donnerstimme an seine Wächter.
Der Wachvorsteher gab zu bedenken: „Herr Ritter, die Schlüssel zur Grube hattet Ihr selbst."
Tomate kratzte sich am Kopf, denn das stimmte.
Um dem Rätsel auf die Spur zu kommen, setzte er sich mitten in die Grube hinein und dachte: Jetzt setze ich mich erst einmal hin. Im Sitzen kann man besser überlegen als im Stehen. Aber auch im Sitzen fiel ihm des Rätsels Lösung nicht ein.
Da entstand plötzlich ein Luftzug, und die Tür knallte zu.

„Macht auf, ihr unnützes Gesindel!“ schrie Tomate.
„Exzellenz, das ist unmöglich, das Schloß ist eingeschnappt.“
Tomate versuchte mit dem Schlüssel zu öffnen, aber das Schloß war so konstrüiert, daß man es nur von außen aufsperren konnte.
Wie sich Tomate so in seinem eigenen Gefängnis eingesperrt sah, wäre er beinahe geplatzt.
Er wurde lila, dunkelblau, blau, grün, orange und gelb und drohte, alle Wächter auf der Stelle erschießen zu lassen, wenn sie nicht die Tür aufmachten, ehe er bis hundert gezählt hatte.
Kurz und gut, man mußte die Gefängnistür mit Dynamit sprengen. Die Explosion schleuderte Tomate kopfüber in die Luft und bedeckte ihn vom Kopf bis zu den Füßen mit Erde. Die Wächter gruben fieberhaft. Schließlich zogen sie Tomate heraus wie eine Kartoffel aus der Miete. Sie schafften ihn aus der Zelle und untersuchten ihn mit peinlicher Genauigkeit, ob er sich auch nichts gebrochen hatte.
In der Tat hatte sich Tomate die Nase gebrochen. Sie klebten ihm ein Heftpflaster darüber, und der Ritter machte, daß er fortkam, und versteckte sich in seinem Bett. Er schämte sich zu sehr, mit dem Heftpflaster auf der Nase, mitten im Gesicht, unter die Leute zu gehen.
Zwiebelchen und die Maulwürfin waren schon weit weg, aber sie vernahmen doch den Widerhall der Explosion.
„Was kann das sein?“ fragte der Junge.
„Ach, machen Sie sich keine Kopfschmerzen“, beruhigte ihn die Maulwürfin, „das sind wahrscheinlich

militärische Übungen. Der Statthalter Fürst Zitrone hält sich für einen großen Feldherrn und hat keine Ruhe, bis er nicht einen Krieg vom Zaun brechen kann, und wenn es ein Scheinkrieg ist."
Die Maulwürfin grub eifrig weiter und hörte gar nicht auf, die Dunkelheit zu loben und zu sagen, wie sehr ihr das Licht verhaßt sei.
„Ich erinnere mich", erzählte sie, „wie ich einmal zufällig einen Blick auf eine Kerze geworfen habe. Und ich kann Ihnen versichern, daß ich fliehen mußte, so schnell mich meine Beine nur trugen — ich hielt diesen Anblick nicht aus."
„Ja, ja", pflichtete Zwiebelchen bei, „gewisse Kerzen geben ein besonderes Licht."
„Aber stellen Sie sich nur vor", nahm die Maulwürfin den Faden wieder auf, „jene Kerze war aus. Wehe, wenn sie noch gebrannt hätte!"
Zwiebelchen fragte sich gerade, wieso eine erloschene Kerze den Augen weh tun könne, als die Maulwürfin plötzlich stehenblieb.
„Ich höre Stimmen", sagte sie.
Zwiebelchen horchte: Von weit her kamen Stimmen, aber er konnte keine einzige unterscheiden.
„Hören Sie?" fuhr die Maulwürfin fort. „Wo Stimmen sind, sind Leute. Wo Leute sind, ist auch Licht. Wir gehen lieber in einer anderen Richtung weiter."
Zwiebelchen horchte noch einmal ganz genau, und jetzt erkannte er deutlich die Stimme Meister Traubes. Er konnte zwar nicht verstehen, was er sagte, aber ein Irrtum war ausgeschlossen, er kannte die Stimme des Flickschusters nur allzu gut. Am liebsten hätte er geschrien und sich zu erkennen gegeben, doch er dachte: Es ist besser, wenn die Maulwürfin

nicht zu früh erfährt, daß es sich um meine Bekannten handelt. Vor allen Dingen muß ich sie davon überzeugen, in Richtung aufs Gefängnis weiterzugraben, sonst fällt mein ganzer Plan ins Wasser.
„Frau Maulwürfin", sagte er, „ich habe von einem sehr dunklen Keller gehört, der nach meinen Berechnungen etwa hier liegen müßte."
„Noch dunkler als dieser Tunnel?" fragte die Maulwürfin mit zweifelnder Stimme.
„Unendlich viel dunkler", log Zwiebelchen. „Ich denke, daß die Stimmen, die wir jetzt hören, die Stimmen von Leuten sind, die sich in jenem Keller ihre Augen ausruhen."
„Hm ...", machte die Maulwürfin. „Diese Geschichte überzeugt mich nicht recht. Aber wenn Ihnen wirklich so daran gelegen ist, jenen Keller zu besichtigen ... Auf Ihre Verantwortung und Gefahr natürlich."
„Ich wäre Ihnen wirklich dankbar", bat Zwiebelchen. „Man lebt, um zu lernen, finden Sie nicht auch?"
„Na gut", meinte die Maulwürfin abschließend. „Aber wenn Sie Augenschmerzen bekommen, sind Sie selbst daran schuld."
Nach wenigen Minuten waren die Stimmen schon ganz in der Nähe. Zwiebelchen konnte sogar hören, wie Herr Gurkenkürbis seufzte: „An allem bin ich schuld ..., an allem bin ich schuld ..., wenn doch wenigstens Zwiebelchen käme!"
„Täusche ich mich", sagte die Maulwürfin, „oder wurde Ihr Name genannt?"
„Mein Name?" fragte Zwiebelchen und tat sehr erstaunt. „Ich habe ihn nicht gehört."

Da vernahm man auch schon die Stimme Meister Traubes.
„Zwiebelchen hat sein Wort gegeben, daß er kommen und uns befreien wird, und er wird kommen. Ich zweifle nicht im geringsten daran."
Die Maulwürfin meinte: „Haben Sie gehört? Man spricht von Ihnen. Nein, sagen Sie nicht, daß Sie es nicht gehört haben. Sagen Sie mir lieber, mit welcher Absicht Sie mich hierhergeführt haben."
„Frau Maulwürfin", bekannte Zwiebelchen, „vielleicht hätte ich Ihnen gleich die Wahrheit sagen sollen. Ich sage sie Ihnen jetzt, alles auf einmal. Die Stimmen, die wir hören, kommen aus dem Gefängnis des Schlosses vom Kirschbaum. In dem Gefängnis sind einige Freunde von mir eingesperrt, und ich habe ihnen versprochen, sie zu befreien."
„Und Sie haben gedacht, mit meiner Unterstützung..."
„Eben, Frau Maulwürfin. Sie sind so gut gewesen und haben einen Tunnel bis hierher gegraben. Würden Sie vielleicht auch noch einen andern graben, damit meine Freunde fliehen können?"
Die Maulwürfin überlegte kurz und sagte dann: „Schön, einverstanden. Für mich sind alle Richtungen gut. Ich werde einen Tunnel für Ihre Freunde graben."
Zwiebelchen hätte ihr gern einen Kuß gegeben, aber ihr Gesicht war so mit Erde beschmiert, daß man nicht mehr erkennen konnte, wo sich die Schnauze befand.
„Ich danke Ihnen von ganzem Herzen, Frau Maulwürfin. Ich werde Ihnen dankbar sein, solange ich lebe!"

„Und nun", sagte die Maulwürfin gerührt, „verlieren wir keine Zeit mehr mit Gerede und sehen zu, daß wir gleich zu Ihren Freunden kommen."
Sie machte sich wieder an die Arbeit und durchbrach in wenigen Sekunden die Wand, die sie eben noch von dem Gefängnis getrennt hatte.
Das Unglück wollte es, daß gerade in dem Augenblick, als die Maulwürfin ins Gefängnis blinzelte, Meister Traube ein Zündholz anstrich, um nach der Uhr zu sehen.
Das Flämmchen erschreckte die arme Maulwürfin so sehr, daß sie zurückfuhr, als hätte man ihr auf die Nase geschlagen, mit Volldampf den Tunnel zurücksauste und Zwiebelchen einfach stehenließ.
„Auf Wiedersehen, Herr Zwiebelchen", rief sie auf der Flucht. „Sie sind zwar ein lieber Junge, und ich hätte Ihnen auch gern geholfen. Aber Sie hätten mich darauf aufmerksam machen müssen, daß wir bei dem schrecklichen Licht in eine Hölle geraten würden. So hätten Sie ja auch nicht gerade zu lügen brauchen."
Sie rannte so schnell davon, daß der Tunnel hinter ihr zusammenbrach. Die Wände stürzten ein, und der unterirdische Gang füllte sich mit Erde. Bald schon konnte Zwiebelchen ihre Stimme nicht mehr hören. Und in seinem Herzen verabschiedete er sich traurig von ihr: Leb wohl, alte Maulwürfin! Die Welt ist klein, und vielleicht werden wir uns eines Tages wiedersehen, dann kann ich dich um Verzeihung bitten, daß ich dich getäuscht habe.
Nachdem er sich auf solche Art von seiner Reisegefährtin verabschiedet hatte, wischte er sich das Gesicht so gut es ging mit dem Taschentuch ab und sprang froh und munter ins Gefängnis hinein.

„Guten Tag, Freunde", schmetterte er mit einer Stimme, die einer Trompete alle Ehre gemacht hätte.
Stellt euch die Ärmsten vor! Sie stürzten auf ihn zu und wollten ihn mit Küssen schier auffressen. Im Handumdrehen hatten sie die ganze Erde abgeklopft, die noch an ihm hing. Sie umarmten ihn, kniffen ihn freundschaftlich, schlugen ihm auf die Schultern.
„Sachte, sachte", meinte Zwiebelchen, „wollt ihr mich in Stücke klopfen?"
Es kostete ihn viel Anstrengung, sie zu beruhigen. Und die Fröhlichkeit verwandelte sich in Verzweiflung, als Zwiebelchen seine Abenteuer erzählt hatte.
„Dann bist du genauso gefangen wie wir?" fragte ihn Meister Traube.
„Nicht weniger und nicht mehr", antwortete Zwiebelchen.
„Und wenn die Wächter kommen, sehen sie dich."
„Nicht unbedingt", meinte Zwiebelchen, „ich kann mich ja notfalls in der Geige des Professors Benno Birne verstecken."
„Aber wer wird uns jetzt hier herausholen?" murrte Frau Kürbis.
„Alles meine Schuld ..., alles meine Schuld ...", seufzte Gurkenkürbis.
Zwiebelchen hätte ihnen gern Mut zugesprochen, aber beim besten Willen und bei aller Anstrengung gelang es ihm nicht. Im übrigen sah auch er ziemlich schwarz.

Elftes Kapitel
Wo man sieht, wie Tomate mit Strümpfen ins Bett geht

Natürlich hütete sich Tomate wohlweislich, das geringste darüber verlauten zu lassen, daß Zwiebelchen geflohen war. Er behauptete einfach, er hätte ihn in die Gemeinschaftszelle bringen lassen. Und dann blieb er auch mit seinem Heftpflaster auf der Nase mal erst im Bett liegen.
Erdbeerchen beobachtete ihn, so gut es nur immer ging, konnte aber beim besten Willen nicht herausbekommen, wo er den Gefängnisschlüssel verwahrte. So beschloß sie, sich mit Kirschlein zu beraten, von dem ihr ja wißt, daß er dauernd krank war und Tag und Nacht weinte.
Kaum hatte ihm Erdbeerchen erzählt, was alles geschehen war, hörte er zu weinen auf.
„Zwiebelchen im Gefängnis? Keine Minute länger darf er dort bleiben! Reich mir sofort meine Brille!"
„Was hast du vor?"
„Ich will ihn befreien", erklärte das Gräflein entschlossen, „ihn und alle andern."
„Aber die Schlüssel hat Tomate. Wie willst du sie denn bekommen?"
„Ich stehle sie ihm. Backe du inzwischen ein schönes Törtchen und streue ein wenig von dem Schnarchpulver hinein. Das Ganze bringst du Tomate, der für sein Leben gern Torten ißt. Wenn er dann schläft, sagst du es mir. Ich mache jetzt einen Erkundungsgang."
Erdbeerchen konnte sich nicht genug über die Energie des Gräfleins wundern.

Wie hat er sich verändert! Meine Güte, wie hat er sich nur verändert! dachte sie.
Dasselbe sagten alle, denen Kirschlein auf seinem Erkundungsgang begegnete. Die Gräfinnen, Herr Petersilie und der junge Herzog Mandarine sahen den Jungen ganz erstaunt an.
„Er ist ja geheilt", stellte Gräfin Prima mit einem Anflug von Zufriedenheit fest.
„Ich behaupte, daß er nie krank war", sagte der junge Herzog, „das war alles nur Verstellung!"
Gräfin Secunda pflichtete eiligst ihrem launischen Vetter bei. Sie hatte nämlich Angst, er könnte auf irgendeinen Schrank springen und damit drohen, sich das Leben zu nehmen, falls sie ihm nicht recht geben würden.
Kirschlein erfuhr von einem Wächter, daß Zwiebelchen aus der Geheimgrube geflohen war, und er freute sich riesig darüber. Trotzdem beschloß er, ans Werk zu gehen, um die andern Gefangenen zu befreien. Zwiebelchens Freunde sind auch meine Freunde, sagte er sich.
Durch geschicktes Ausfragen der Wächter bekam er heraus, daß Tomate den Gefängnisschlüssel in einem Beutel mit sich trug, der in einem seiner Socken eingenäht war.
Der Fall ist ziemlich verzwickt, überlegte Kirschlein, denn Tomate legt sich mit den Socken ins Bett. Man wird ihn sehr gut einschläfern müssen, um ihm den Schlüssel wegnehmen zu können, bevor er aufwacht.
Und er erteilte Erdbeerchen den Auftrag, eine doppelte Dosis von dem Pülverchen in die Torte zu streuen.

Als es Nacht wurde, brachte das Mädchen dem Ritter eine herrliche Schokoladentorte. Tomate nahm einen tüchtigen Happen.

„Du wirst dich über deinen Herrn nicht zu beklagen haben", versprach er ihr zum Lohn, „und wenn ich wieder gesund bin, schenke ich dir auch das Papierchen von einer Praline, die ich voriges Jahr gegessen habe. Du wirst sehen, wie süß das duftet!"

Erdbeerchen machte aus Dankbarkeit einen tiefen Knicks bis zur Erde. Als sie wieder aufstand, war Tomate schon fest eingeschlafen und schnarchte wie ein ganzes Orchester Brummbaßgeigen. Sie verständigte Kirschlein, und die beiden liefen Hand in Hand durch die Schloßgänge bis zu Tomates Gemächern.

Sie kamen auch am Zimmer des jungen Herzogs Mandarine vorüber, der sich gerade im Springen übte. Damit er jedesmal, wenn er eine wichtige Forderung zu stellen hatte, möbelauf und möbelab springen konnte, mußte er schon ordentlich trainieren.

Mandarine trainierte nur nachts. Erdbeerchen und Kirschlein guckten nacheinander durchs Schlüsselloch und sahen ihn wie eine Katze vom Schrank auf den Kronleuchter und von der Bettlehne auf den Spiegel springen. Und an den Vorhängen kletterte er mit einer unglaublichen Geschwindigkeit hoch. Er war ein richtiger Akrobat geworden.

In Tomates Zimmer herrschte keine völlige Finsternis. Erdbeerchen hatte nämlich dafür gesorgt, daß die Läden offenblieben, und so drang der Mondschein durch die Fensterscheiben herein.

Der Ritter schnarchte in allen Tonarten. Er träumte gerade, daß ihm Erdbeerchen noch eine zweite

Schokoladentorte brachte, so groß wie ein Fahrradreifen. Im Traum ging Baron Apfelsine mit drohender Miene auf ihn zu und verlangte die Hälfte der Torte für sich. Tomate zog zur Verteidigung seines Rechts den Säbel aus der Scheide. Der Baron floh und hieb mit aller Kraft auf den armen Bohne ein, der unter dem Gewicht der Schubkarre schweren Schweiß vergoß. Kaum war der Baron entflohen, da kam auch schon der junge Herzog Mandarine, kletterte geschwind auf eine ganz hohe Pappel und schrie: „Entweder du gibst mir die Hälfte der Torte, oder ich stürze mich kopfüber hinab!"

Kurzum, Tomate hatte keine geruhsamen Träume. Alle wollten sie ihm diese verdammte Torte wegnehmen, und dann machte ihm auch noch die Torte selbst Scherereien: Statt aus Schokolade war sie auf einmal aus Pappe. Tomate biß ahnungslos hinein und hatte den Mund voller sperriger, holzharter Pappe.

Während sich Tomate mit solchen Träumen herumschlug, machte ihm Erdbeerchen die Füße frei. Kirschlein zog ihm behutsam die Socken ab und holte das Schlüsselbund heraus.

„Das hätten wir geschafft", flüsterte er Erdbeerchen ins Ohr.

Das Mädchen warf einen Blick auf Tomate.

„Was wird der nur anstellen, wenn er's merkt?" sagte Kirschlein.

„Da ist keine Gefahr. Ich habe ihm so viel von dem Pülverchen hineingeschüttet, daß man ein ganzes feindliches Heer damit hätte einschläfern können."

Sie schlichen wieder aus dem Zimmer, schlossen die Tür und gingen mit klopfendem Herzen die Treppen hinab.

Plötzlich blieb Kirschlein stehen. „Und die Wächter?"

Ja, an die Wächter hatten sie gar nicht gedacht.

Erdbeerchen steckte einen Finger in den Mund. Sie sog sich nämlich ihre Einfälle aus den Fingern. Sie brauchte nur einen in den Mund zu stecken, und schon war der Einfall da.

„Ich hab's", meinte sie, „ich geh jetzt hinters Haus und schreie aus Leibeskräften ‚Hilfe!' Und du rufst die Wächter und schickst sie mir hin. Und wenn du dann ganz allein bist, schließt du das Gefängnis auf, und alles ist in Butter."

Das taten sie. Die Täuschung gelang wunderbar. Erdbeerchen schrie mit so markerschütternder Stimme um Hilfe, daß sogar die Pflanzen ihre Wurzeln hätten stehenlassen, nur um ihr zu Hilfe zu kommen. Die Wächter schossen wie die Flintenkugeln los, und Kirschlein feuerte sie noch mehr an, indem er ihnen nachrief: „Macht schnell, um Himmels willen! Die Räuber sind da!"

Als Kirschlein allein geblieben war, öffnete er das Gefängnis. Und wie groß war seine Überraschung, als er unter den anderen Gefangenen auch Zwiebelchen sah.

„Zwiebelchen, du hier? Bist du denn nicht geflohen?"

„Das erzähl ich dir alles ein andermal. Jetzt haben wir keine Zeit zu verlieren."

„In dieser Richtung", sagte Kirschlein und wies ihnen einen Pfad, der schnurstracks in den Wald führte. „Die Wächter sind in der andern Richtung losgerannt."

Frau Kürbis, die wegen ihrer Dickleibigkeit nicht so


RRRRON

schnell laufen konnte, wurde im Eiltempo fortgerollt.
Zwiebelchen blieb bis zuletzt. Dann verabschiedete er sich herzlich von dem Gräflein, dem die Augen voller Tränen standen.
,,Du bist sehr tapfer gewesen", meinte er, ,,und ich habe auch nie an deine Krankheit geglaubt."
,,Lauf schnell fort, sonst erwischen sie dich noch einmal."
,,Wir sehen uns bald wieder, und ich gebe dir auch das Versprechen, daß Tomate noch schöne Überraschungen erleben wird!"
In zwei Sätzen holte er die andern ein und half ihnen, Frau Kürbis weiterzurollen. Kirschlein legte dafür die Schlüssel wieder an ihren alten Platz zurück, in Tomates rechten Socken.
Die Wächter hatten unterdessen das tränenüberströmte Erdbeerchen gefunden. Das Kammermädchen hatte seine Schürze zerrissen und sich das Gesicht zerkratzt, um den Raubüberfall glaubhaft vorzutäuschen.
,,In welcher Richtung sind sie davongelaufen?" erkundigten sich die keuchenden Wächter.
,,Dorthin", antwortete Erdbeerchen und deutete auf die Dorfstraße. Die Wächter rannten die Straße hinunter. Zwei- oder dreimal durchstreiften sie das Dorf, dann verhafteten sie eine Katze trotz ihres energischen Protestes.
,,Wir leben in einem freien Land", miaute die Katze beleidigt. ,,Ihr habt nicht das Recht, mich zu verhaften! Außerdem habt ihr euch gerade den Augenblick ausgesucht, in dem die Maus, die ich jetzt schon stundenlang belaure, endlich aus ihrem Loch her-

auskommen wollte."
„Im Gefängnis hast du Mäuse und Ratten, soviel du nur willst", erwiderte der Wachvorsteher.
Nach einer halben Stunde waren sie wieder im Schloß. Stellt euch vor, wie ihnen zumute wurde, als sie ein leeres Gefängnis vorfanden!
Sie sperrten schnell die Katze in die Zelle, legten Säbel und Gewehre ab und warfen sie auf einen Haufen. Und dann ließen sie alles im Stich und nahmen aus Furcht vor Tomate schleunigst Reißaus.
Der stand am nächsten Morgen auf und musterte sich im Spiegel.
„Die Nase ist wieder heil", stellte er fest, „also kann ich das Heftpflaster abmachen. Und jetzt will ich die Gefangenen verhören."
Er nahm sich Herrn Erbse als Anwalt mit, und Herr Petersilie sollte die Antworten der Gefangenen aufschreiben. Alle drei schritten im Gänsemarsch und mit ernsten Gesichtern, wie sich das für würdevolle Gerichtsherrn gehört, auf das Gefängnis zu. Tomate zog die Schlüssel aus seinem rechten Socken, öffnete die Tür und schreckte zurück, wobei er Herrn Petersilie umwarf, der dicht hinter ihm gestanden hatte. Aus dem Gefängnis tönte ein klägliches „Miau! Miau!", das selbst die Steine vor Mitleid zum Erweichen gebracht hätte.
„Was tun Sie hier?" fragte Tomate die Katze, nachdem er sich wieder einigermaßen gefangen hatte.
„Ich habe Bauchweh", jammerte das Tier. „Bitte, laßt mich ins Krankenrevier bringen, oder schickt mir mindestens einen Arzt!"
Die Katze hatte während der Nacht ununterbrochen

auf Ratten Jagd gemacht und sich den Bauch so vollgeschlagen, daß ihr nicht mehr und nicht weniger als zweihundert Schwänze zwischen den Zähnen aus dem Maul herausschauten.
Der Ritter setzte die Katze wieder in Freiheit, erteilte ihr jedoch die Erlaubnis, jederzeit ins Gefängnis zurückzukehren, wenn sie einmal wieder Lust auf eine Rattenjagd haben würde. Ja, er sagte ihr sogar: „Wenn Sie die Freundlichkeit besitzen und die Schwänze der Ratten aufheben, um dadurch Ihre gute Tat unter Beweis zu stellen, dann wird Ihnen die Schloßverwaltung eine pro Stück Schwanz bemessene kleine Rente zukommen lassen."
Unmittelbar darauf sandte Tomate ein Telegramm an den Statthalter, das folgenden Wortlaut hatte: „Im Schloß zum Kirschbaum kritischste Lage. Ihre Anwesenheit mit Bataillon Zitrönchen dringendst erforderlich."

Zwölftes Kapitel
Peter Porree macht sich über die Foltern lustig

Der Statthalter Fürst Zitrone zog am nächsten Morgen ins Dorf ein, begleitet wurde er von vierzig Hofzitronen und einem Bataillon Zitrönchen. Wie ihr wißt, trugen sie am Hof des Fürsten Zitrone alle ein Glöckchen oben an der Mütze, und so veranstalteten sie ein außergewöhnliches Konzert.
Als Peter Porree, der gerade vor dem Spiegel seinen Schnurrbart bürstete, diesen Lärm vernahm, blickte er aus dem Fenster, wobei er sein Werk mittendrin

unterbrach. Und so wurde er verhaftet und abgeführt: mit der einen Schnurrbarthälfte nach oben und der andern nach unten.
„Laßt mich doch wenigstens noch meine linke Schnurrbarthälfte bürsten!" bat Porree die Wächter, die ihn ins Gefängnis brachten.
„Halten Sie Ihren Mund, oder wir schneiden Ihnen die linke und auch die rechte Schnurrbarthälfte ab. Dann können Sie sich das Bürsten sparen!"
Peter Porree hielt den Mund, weil er Angst hatte, seinen einzigen Reichtum zu verlieren. Herr Erbse wurde auch verhaftet.
Der Rechtsanwalt sträubte sich und schalt: „Hier liegt ein Irrtum vor. Ich bin Rechtsanwalt und stehe in den Diensten des Ritters Tomate. Hier muß ein Irrtum vorliegen. Lassen Sie mich augenblicklich frei!"
Er hätte ebensogut zu einer Mauer sprechen können.
Die Zitrönchen bezogen im Park Stellung. Eine Zeitlang vergnügten sie sich damit, die Verbotstafeln des Herrn Petersilie zu lesen. Dann begannen sie aus Langeweile die Blumen auszureißen, die Goldfische einzufangen, auf die Treibhausfenster Scheibenschießen zu veranstalten und noch vielen ähnlichen Unfug zu treiben.
Die Gräfinnen rauften sich die Haare und liefen von einem Kommandanten zum andern: „Bitte sehr, meine Herren, veranlassen Sie doch Ihre Männer, sich etwas zu mäßigen. Sie zerstören uns den ganzen Park!"
Die Kommandanten wurden sehr aufgebracht.
„Unsere Helden", erwiderten sie, „brauchen Ent-

spannung nach ihren kriegerischen Anstrengungen, und Sie sollten sich ihnen dafür dankbar bezeigen!"
Die Gräfinnen wandten ein, daß Peter Porrees und Herrn Erbses Verhaftung wahrlich keine großen Anstrengungen gewesen sein konnten. Darauf erwiderte der jeweilige Kommandant: „Ausgezeichnet. Wir lassen Sie auch verhaften, und dann haben sie sich ihren Sold noch besser verdient."
Den Gräfinnen blieb nichts anderes übrig, als fortzulaufen und sich beim Fürsten Zitrone zu beschweren. Der hatte sich natürlich mit allen vierzig Hofzitronen im Schloß einquartiert und die schönsten Zimmer beschlagnahmt. Und Tomate, den Baron, den jungen Herzog, Herrn Petersilie und sogar die Gräfinnen behandelte er mit recht wenig Respekt.
Der Baron war in allergrößter Sorge.
„Sie werden es noch erleben", sagte er flüsternd, „daß sie uns alle Vorräte aufessen, und dann sterben wir Hungers. Die bleiben so lange hier, bis sie alles aufgegessen haben, und dann lassen sie uns in Not und Elend sitzen. Ein Unglück, eine Katastrophe ist das!"
Der Statthalter ließ sich Peter Porree vorführen, um ihn zu verhören. Und Herr Petersilie, der vorher noch seine Nase in das große karierte Taschentuch geschneuzt hatte, setzte sich hin, um die Antworten aufzuschreiben. Tomate ließ sich zur Rechten des Statthalters nieder, um ihm als Einflüsterer beizustehen.
Übrigens muß man wissen, daß Fürst Zitrone, obwohl er ein goldenes Glöckchen auf dem Kopf trug, nicht sonderlich intelligent und außerdem noch sehr zerstreut war. Als man ihm den Häftling brachte, rief er

zum Beispiel gleich aus: „Welch ein Schnurrbart! Meiner Treu: In der ganzen Statthalterschaft habe ich noch nie einen schöneren, längeren und besser gebürsteten Schnurrbart erblickt!"
Peter Porree hatte im Gefängnis nichts anderes zu tun gehabt, als sich den Schnurrbart zu bürsten.
„Danke, Euer Gnaden", sagte er bescheiden.
„Übrigens", fuhr der Statthalter fort, „da wir schon einmal hier sind, will ich Sie zum Ritter vom ‚Silbernen Schnurrbart' ernennen. He, meine Zitronen!"
Die Würdenträger kamen auf diesen Ruf augenblicklich herbeigeeilt.
„Bringt mir eine Ritterkrone vom Silbernen Schnurrbart!"
Sie brachten ihm die Krone, die einen Schnurrbart darstellte, der sich um den ganzen Kopf schlang. Natürlich war sie aus Silber.
Peter Porree wurde recht verlegen. Er glaubte, man hätte ihn zum Verhör gerufen, und statt dessen sah er sich mit einer hohen Auszeichnung geehrt.
Er verneigte sich vor dem Fürsten, der ihm mit großer Genugtuung die Krone auf den Kopf setzte, ihn umarmte und ihm erst die rechte und dann die linke Schnurrbarthälfte küßte. Darauf erhob er sich und wollte fortgehen, denn er war ziemlich zerstreut.
Doch Tomate neigte sich zu ihm hin und sagte ihm leise etwas ins Ohr.
„Hoheit", flüsterte er, „ich erlaube mir, Euch untertänigst darauf aufmerksam zu machen, daß Ihr einen verdammten Halunken zum Ritter ernannt habt."
„Von dem Augenblick an, da ich ihn zum Ritter

ernannt habe", erwiderte Zitrone würdevoll, „ist er kein Halunke mehr. Immerhin können wir ihn ja vernehmen."

Und er wandte sich an Peter Porree und fragte ihn, ob er wüßte, wohin die Gefangenen entflohen waren. Peter Porree antwortete ihm, daß er das nicht wüßte. Dann fragte er ihn, ob ihm bekannt wäre, wo man das Haus des Herrn Gurkenkürbis versteckt habe. Peter Porree antwortete wieder, daß er das nicht wüßte.

Tomate geriet in eine furchtbare Wut. „Hoheit, dieser Kerl lügt. Ich schlage vor, daß man ihn so lange foltert, bis er die Wahrheit sagt, die ganze Wahrheit, nichts anderes als die Wahrheit!"

„Sehr gut, sehr gut", meinte Fürst Zitrone und rieb sich vergnügt die Hände. Er hatte schon ganz vergessen, daß er Peter Porree erst vor einer Minute mit einer Auszeichnung bedacht hatte, und freute sich bei dem Gedanken an die Folter, denn er war in seinem Inneren böse und grausam.

„Auf welche Art können wir ihn foltern?" fragte der Henker, der mit all seinen Werkzeugen, also Gabeln, Äxten, Hacken, und auch Streichhölzern gekommen war, um nötigenfalls auch einen Scheiterhaufen anzünden zu können.

„Reißt ihm den Schnurrbart aus", befahl der Statthalter.

Der Henker begann an Peter Porrees Schnurrbart zu zerren. Doch bei dem harten Training, das dieser durch die fortwährende Belastung mit Wäsche durchgemacht hatte, war er so widerstandsfähig geworden, daß der Henker schuften und schwitzen konnte, soviel er nur wollte: Der Schnurrbart ging nicht ab. Peter Porree empfand nicht den geringsten Schmerz

und lachte befriedigt. Der Henker rackerte sich so sehr ab, daß er ohnmächtig zu Boden fiel. Peter Porree wurde in eine Geheimzelle geschafft und vergessen. Er mußte sich von rohen Mäusen ernähren, und sein Schnurrbart wurde so lang, daß er sich zu beiden Seiten aufwickelte wie zwei Rollen Antennendraht.

Dann kam der Rechtsanwalt Erbse an die Reihe. Er fiel dem Statthalter sofort zu Füßen, küßte sie mit Hingebung und bettelte: „Vergebt mir, Hoheit, denn ich bin unschuldig!"

„Schlimm, mein Rechtsanwalt, sehr schlimm. Wären Sie schuldig, ließe ich Sie augenblicklich frei. Aber wenn Sie unschuldig sind, dann ist es äußerst übel um Sie bestellt. Können Sie uns sagen, wohin die Gefangenen entflohen sind?"

„Nein, Hoheit", erwiderte Herr Erbse zitternd. Er wußte es wirklich nicht.

„Sehen Sie", rief Fürst Zitrone aus. „Wie kann ich Sie denn freilassen, wenn Sie nichts wissen?"

Herr Erbse warf einen hilfesuchenden Blick auf Tomate. Doch der Ritter tat so, als habe er nichts Wichtigeres zu tun, als mit seinem Finger in der Nase zu bohren und unverwandt an die Decke zu starren. Herr Erbse fühlte sich verloren, und gleichzeitig packte ihn eine ungeheure Wut, wie er sich so von seinem Herrn und Beschützer im Stich gelassen sah.

„Können Sie mir sagen", fuhr Fürst Zitrone fort, „wo das Haus des Herrn Gurkenkürbis versteckt wurde?"

Das war Herrn Erbse ja bekannt, denn er hatte an jenem Morgen mit angehört, was Zwiebelchen und

die Dorfbewohner miteinander besprachen.
Wenn ich das Versteck verrate, dachte er sich, bin ich frei. Aber was habe ich schon davon? Jetzt habe ich diese schönen Freunde kennengelernt. Solange es sich darum handelte, meinen Titel und meine Geschicklichkeit als Rechtsanwalt auszunützen, um die andern zu übervorteilen, luden sie mich zum Abendessen ein und ergingen sich in tausend Schmeicheleien. Nein, denen will ich nicht helfen. Sollen sie sich gefälligst selbst bemühen. Geschehe, was wolle — von mir werden sie nichts erfahren.
Und mit lauter Stimme antwortete er ganz frostig: „Nein, das weiß ich nicht!"
„Sie lügen!" brüllte Tomate. „Sie wissen es ganz genau und wollen es nur nicht sagen!"
Jetzt hielt Erbse nicht mehr länger an sich. Er stellte sich auf die Zehenspitzen, damit er größer aussah, musterte Tomate mit flammendem Auge und schrie: „Es ist wahr, ich weiß es. Ich weiß sehr wohl, wo das Häuschen versteckt ist. Aber nie und nimmer werde ich es Euch sagen!"
Fürst Zitrone sah ihn höchst erstaunt an.
„Überlegen Sie es sich gut", sagte er ihm, „wenn Sie Ihr Geheimnis nicht preisgeben, dann muß ich Sie aufhängen lassen!"
Herrn Erbse schlotterten vor Angst die Beine, und er griff sich an den Hals. Er glaubte schon die Schlinge zu spüren, die sich zusammenzog.
Aber er blieb bei seinem Entschluß.
„Hängt mich auf", erwiderte er mit Stolz, „hängt mich nur sofort auf!" Nach diesen Worten wurde er weiß, was für Erbsen ganz ungewöhnlich ist, und sank ohnmächtig zu Boden.

Herr Petersilie schrieb ins Protokoll: Der Angeklagte wird vor Scham ohnmächtig.
Dann schneuzte er seine Nase in das große Taschentuch und klappte das Register zu: Das Verhör war beendet.

Dreizehntes Kapitel
Ungewollt rettet Erbse dem Ritter das Leben

Herr Erbse wachte im Finstern auf und glaubte bereits erhängt worden zu sein.
Ich bin tot, dachte er, und das ist sicherlich die Hölle. Ich wundere mich nur, daß so wenig Feuer da ist. Eigentlich ist überhaupt kein Feuer da. Sonderbar: eine ganz dunkle Hölle ohne Feuer.
In dem Augenblick hörte er, wie der Schlüssel im Schloß herumgedreht wurde. Er verdrückte sich in einen Winkel, dachte gar nicht daran, daß er fliehen könnte, und schaute nur ängstlich auf die sich öffnende Tür. Er machte sich darauf gefaßt, die Wachzitrönchen und den Henker eintreten zu sehen.
Die Zitrönchen kamen auch herein, doch in ihrer Mitte schritt nicht der Henker, sondern — Ritter Tomate in Person, den man wie eine Salamiwurst zusammengeschnürt hatte.
Herr Erbse sprang auf die Füße, um ihm entgegenzugehen, aber dann blieb er doch, wo er war.
Was mache ich denn da? Er ist ebenso ein Gefangener wie ich!
Und obwohl er nicht das geringste für den Ritter übrig hatte, erkundigte er sich doch höflich: „Hat man

Euch auch gefangengesetzt?"
„Gefangengesetzt? Sagen Sie ruhig, daß man mich zum Tode verurteilt hat. Morgen beim ersten Tagesgrauen wird man mich nach Ihnen aufhängen. Es dürfte Ihnen noch nicht bekannt sein, daß dies die Zelle der Todeskandidaten ist."
Der Rechtsanwalt war höchst erstaunt.
„Fürst Zitrone", sprach Tomate weiter, „ist sehr aufgebracht, weil er das Knäuel nicht entwirren kann. Wissen Sie, was er getan hat? Er hat mich vor den Gräfinnen beschuldigt, das Haupt der Verschwörung gegen das Schloß zu sein, und mich zum Tod durch Erhängen verurteilen lassen."
Herr Erbse wußte nicht, ob er sich freuen oder Mitleid mit ihm haben sollte. Schließlich rief er aus: „Wenn dem so ist, Herr Ritter, dann faßt Mut: Wir werden eben gemeinsam sterben!"
„Das ist zwar ein recht bescheidener Trost", meinte der Ritter, „doch gestatten Sie mir immerhin, Sie um Verzeihung zu bitten, daß ich mich während Ihres Prozesses nicht besonders um Sie gekümmert habe. Sie verstehen, es ging um mein Leben!"
„Oh, das ist vorbei, sprechen wir nicht mehr darüber", schlug Herr Erbse freundlich vor. „Wir sind nun einmal Leidensgenossen, helfen wir uns also gegenseitig."
„Ich bin ganz Ihrer Meinung", stellte Tomate abschließend mit sichtlicher Erleichterung fest, „und bin glücklich, daß Sie mir nichts nachtragen."
Er zog ein Stück Torte aus seiner Tasche und teilte es brüderlich mit Herrn Erbse, der bei so viel Großzügigkeit kaum seinen Augen traute.
„Das ist alles, was man mir gelassen hat", sagte

Tomate und schüttelte traurig sein Haupt.
„Ja, ja, das ist der Lauf der Welt. Bis gestern wart Ihr praktisch unumschränkter Herr im Schloß, und heute seid Ihr nur noch ein Gefangener."
Tomate aß schweigend seine Torte weiter.
„Wissen Sie", sagte er dann, „ich bin beinahe froh, daß mich Zwiebelchen hereingelegt hat. Im Grunde ist er ein schlauer Junge, und was er getan hat, hat er aus edlem Herzen heraus getan, um den Armen zu helfen."
„Ja", pflichtete Herr Erbse bei.
„Wer weiß", fuhr Tomate fort, „wer weiß, wo sich jetzt die geflohenen Gefangenen verstecken. Ich würde gern etwas für sie tun."
„Wie könnt Ihr denn das in Eurer Lage?"
„Sie haben recht. Ich weiß es nicht."
„Ich weiß es auch nicht", sagte Herr Erbse, der bei der großen Freundlichkeit, mit der ihn Tomate behandelte, ganz redselig wurde, „dafür weiß ich aber, wo sie das Haus des Herrn Gurkenkürbis versteckt haben."
Bei diesen Worten stockte des Ritters Herzschlag. Tomate, sagte er sich, paß jetzt gut auf, was dieser Einfaltspinsel sagt: Vielleicht hast du doch noch eine Hoffnung auf Rettung!
„Wissen Sie das tatsächlich?" fragte er wieder mit lauter Stimme den Rechtsanwalt.
„Sicher weiß ich das, aber ich werde es nie sagen. Ich möchte den armen Leuten kein Leid antun."
„Dieser Charakterzug macht Ihnen alle Ehre, Herr Rechtsanwalt. Auch ich würde es nicht sagen, wenn ich es wüßte: Ich möchte nicht, daß die armen Kerle meinetwegen noch mehr Schwierigkeiten haben."

„Wenn dem so ist", meinte Herr Erbse, „dann freue ich mich, Euch die Hand drücken zu können."
Tomate reichte ihm die Hand und ließ sie sich recht lange drücken. Herr Erbse war jetzt im schönsten Redefluß.
„Denkt nur", sagte er fröhlich, „sie haben das Häuschen ganz in der Nähe des Schlosses versteckt, und wir waren alle so einfältig, daß uns so etwas gar nicht in den Sinn gekommen ist!"
„Wo haben sie es denn versteckt?" fragte Tomate mit gleichgültiger Stimme.
„Euch kann ich es nun sagen." Herr Erbse lachte. „Denn morgen sterbt Ihr mit mir, und dann nehmen wir das Geheimnis mit ins Grab."
„Bestimmt. Sie wissen ja genau, daß wir morgen bei Tagesanbruch sterben und daß man unsere Asche in alle Winde streuen wird."
Da rückte Herr Erbse noch näher an seinen Mitgefangenen heran und flüsterte ihm ins Ohr, daß das Haus des Herrn Gurkenkürbis im Walde versteckt und der Obhut des Herrn Heidelbeere anvertraut worden war.
Tomate ließ ihn erst ausreden, dann ergriff er seine Hand, drückte sie mit großer Herzlichkeit und rief aus: „Mein lieber Freund, ich danke Ihnen so sehr für diese wichtige Mitteilung. Sie retten mir das Leben!"
„Ich rette Euch das Leben? Ihr scherzt wohl?"
„Nicht im geringsten", erwiderte Tomate und stand auf. Er begab sich zur Tür und bearbeitete sie so lange mit den Fäusten, bis die Wachzitrönchen angelaufen kamen und sie aufmachten.
„Führen Sie mich sofort vor den Fürsten Zitrone",

befahl er in seinem üblichen anmaßenden Ton, „ich habe ihm bedeutsame Enthüllungen zu machen!“
In der Tat enthüllte der Ritter dem Fürsten alles. Der geriet vor Freude fast aus dem Häuschen.
Es wurde beschlossen, am nächsten Morgen, sofort nach der Hinrichtung des Herrn Erbse, in den Wald zu gehen und das Haus zu holen.

Vierzehntes Kapitel
Herr Erbse kommt an den Galgen

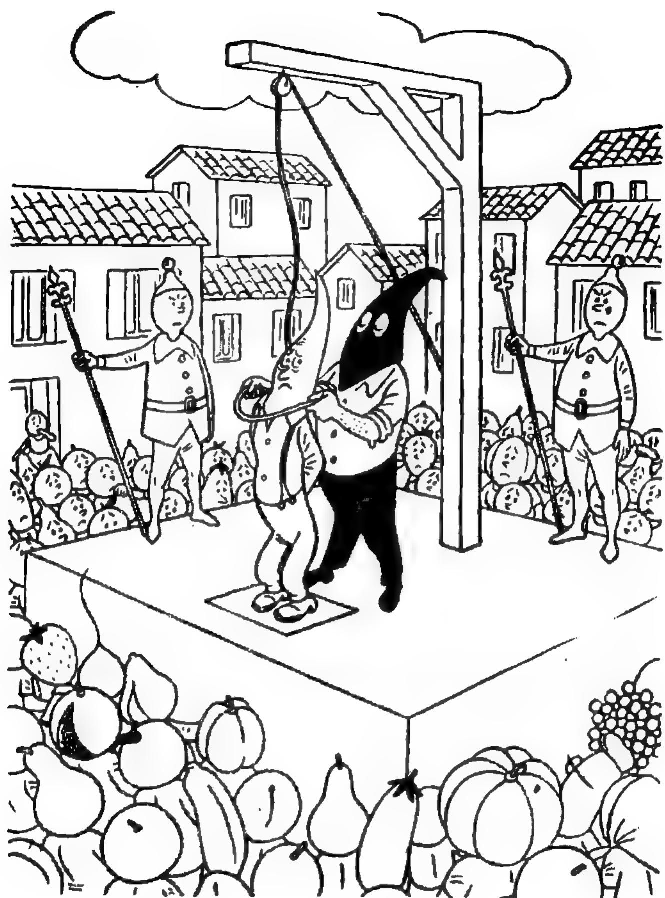
Mitten auf dem Dorfplatz wurde ein schöner Galgen aufgestellt mit einer braven Falltür, die in dem Augenblick herunterfallen wird, in dem der Henker auf einen Knopf drückt. Und wenn der Henker auf den Knopf drückt, wird Herr Erbse ins Loch plumpsen und so lange drin bleiben, bis er tot ist.
Als sie ihn riefen, weil er aufgehängt werden sollte, tat Herr Erbse alles nur Erdenkliche, um Zeit zu gewinnen. Zuerst sagte er, daß er noch unrasiert sei, dann wollte er sich den Kopf waschen, und schließlich stellte er auch noch fest, daß er zu lange Fußnägel hätte, die er unbedingt beschneiden müßte.
Der Henker protestierte, weil so viel Zeit verlorenging, doch der Wunsch eines Todeskandidaten ist heilig, und so mußte man ihm eine Nagelschere bringen. Herr Erbse benötigte zwei Stunden, um sich die Nägel zu schneiden, aber dann mußte er sich wohl oder übel auf den Weg machen.
Als er die Stufen zum Galgen hinaufschritt, packte ihn eine große Angst. Er mußte sterben. So klein, so dick, so grün, mit frisch gewaschenem Kopf und

beschnittenen Nägeln — er mußte sterben.
Und jetzt begannen auch die Trommeln zu schlagen. Der Henker zog dem Rechtsanwalt die Kapuze über den Kopf, zählte bis dreizehn, denn er war abergläubisch, und drückte auf den Knopf. Die Falltür ging auf. Herr Erbse fiel ins Dunkle und dachte: Dieses Mal bin ich wirklich tot!
Dafür hörte er jemand mit leicht näselnder Stimme sagen: „Schneiden Sie durch, Herr Zwiebelchen. Ich seh bei dem Licht zuwenig!"
Jemand zerschnitt die Schlinge, die ihm den Hals zudrückte, und die Stimme sprach weiter: „Geben Sie ihm einen Schluck von diesem hervorragenden Kartoffelsirup: Wir Maulwürfe gehen nie ohne unser Arzneifläschchen vor die Tür!"
Was zum Teufel war geschehen?

Fünfzehntes Kapitel
Erklärung des vorhergehenden Kapitels

Es war ganz einfach das geschehen: Erdbeerchen hatte Radieschen mitgeteilt, in welch großer Gefahr Herr Erbse schwebte, und Radieschen war schnell zu Zwiebelchen gelaufen, der sich mit all den andern befreiten Gefangenen in einer Höhle ganz in der Nähe von Herrn Gurkenkürbis' Häuschen versteckt hatte.
Zwiebelchen lieh sich von Meister Traube eine Ahle aus, um sich damit am Kopf zu kratzen, denn die Lage war verzweifelt und verlangte schon ein ganz schönes Kopfkratzen.
Als Zwiebelchen damit fertig war, gab er Meister

Traube die Ahle zurück und sagte schlicht: „Danke, ich hab's."
Und rannte davon. Niemand fragte ihn, was er eigentlich hatte.
Herr Gurkenkürbis gab sich mit einem Seufzen zufrieden. „Wenn er sagt, daß er's hat, dann hat er's eben!"
Zwiebelchen lief ziemlich lange herum, bis er gefunden hatte, was er suchte. Schließlich geriet er auf eine Wiese mit lauter kleinen Erdhügeln. Ab und an kam ein neuer Erdhügel wie ein Pilz aus dem Boden hervor. Die Maulwürfin war am Werk.
Zwiebelchen brauchte nur abzuwarten, bis ihm einer jener Erdpilze gerade zwischen den Füßen herauskam, und da kniete er sich auf den Boden und rief: „Frau Maulwürfin! Frau Maulwürfin! Ich bin's, Zwiebelchen!"
„Ach, Sie sind's", antwortete die Maulwürfin recht unwirsch, „ich bin noch halb blind vom vorigen Mal. Möchten Sie mir vielleicht wieder eine unterirdische Reise vorschlagen, um noch andere helle Höhlen aufzusuchen?"
„Sprechen Sie bitte nicht so, Frau Maulwürfin. Durch Ihre Hilfe bin ich zu meinen Freunden gekommen. Wir konnten uns befreien und bewohnen nun vorläufig eine Höhle hier in der Nähe."
„Danke für die Mitteilung. Aber sie interessiert mich nicht im geringsten. Auf Wiedersehen!"
„Frau Maulwürfin! Frau Maulwürfin!" rief Zwiebelchen von neuem. „So hören Sie mich doch an!"
„Sprechen Sie ruhig, aber schlagen Sie sich den Gedanken aus dem Kopf, daß ich etwa noch Lust haben sollte, Ihnen irgendwie zu helfen!"



„Es geht gar nicht um mich. Es geht um den Rechtsanwalt Erbse. Man will ihn morgen früh aufhängen.“
„Wohl bekomm's“, antwortete die Maulwürfin, „ich möchte ihm ganz gern die Schlinge mit anlegen. Rechtsanwälte kann ich nicht leiden und Erbsen schon gar nicht.“
Nun, es kostete viel Schweiß und Mühe, die Maulwürfin zu überreden. Doch Zwiebelchen war seiner Sache sicher: Unter ihrer rauhen Schale verbarg die Maulwürfin ein goldenes Herz, und sie hätte für eine gerechte Sache nie ihre Hilfe verweigert.
So kam es, daß sie schließlich voller Rührung sagte:
„Hören Sie endlich mit Ihrem Gerede auf, Herr Zwiebelchen. Sie können ja reden wie ein Wasserfall. Sagen Sie mir lieber, in welcher Richtung ich graben soll.“
„Nach Nordwesten“, antwortete Zwiebelchen prompt und machte einen Freudensprung. Die Maulwürfin hatte im Nu einen breiten Tunnel bis unter den Galgen gegraben, und dann warteten die beiden. Als die Falltür klappte und Herr Erbse an seinem Strick wie ein Lot an seiner Schnur herunterfiel, zerschnitt Zwiebelchen blitzschnell den Strick, gab dem Rechtsanwalt den Sirup ein, den die Maulwürfin mitgebracht hatte, und verabreichte ihm auch ein paar Ohrfeigen, damit er wieder zu sich kam. Denn er war ganz benommen, wie ihr euch vorstellen könnt, und glaubte schon tot und im Paradies zu sein.
„Oh, Herr Zwiebelchen!“ rief er aus. „Sind Sie auch gestorben? Welch ein Zufall, daß wir zwei uns im Paradies begegnen!“
„Rechtsanwalt, wachen Sie auf“, unterbrach ihn die

Maulwürfin, „hier ist kein Paradies und auch keine Hölle. Und ich bin weder der heilige Petrus noch der Teufel. Ich bin nur eine alte Maulwürfin und habe Eile, meinen eigenen Angelegenheiten nachzugehen. Macht also, daß ihr von hier verschwindet, und kommt mir möglichst wenig über den Weg. Jedesmal, wenn ich mit Zwiebelchen zu tun habe, hole ich mir einen Sonnenstich!"
In dem Loch war es natürlich dunkel, aber für die Maulwürfin doch so hell, daß sie Kopfweh bekommen hatte.
Endlich begriff Herr Erbse, daß er durch Zwiebelchen und der Maulwürfin Verdienst mit heiler Haut davongekommen war. Er konnte sich bei seinen Lebensrettern gar nicht genug bedanken. Zuerst umarmte er den einen und dann den andern, und dann wollte er alle beide auf einmal umarmen, aber seine Arme waren zu kurz, und so brachte er es nicht fertig.
Als er sich wieder beruhigt hatte, gingen sie in den Tunnel, nein, die Maulwürfin grub sogar einen neuen Tunnel, der genau in die Höhle mündete, in der sich Meister Traube, Herr Gurkenkürbis, Benno Birne und all die andern aufhielten.
Der Rechtsanwalt wurde mit großem Hallo begrüßt. Vergessen war schon, daß Herr Erbse früher zu ihren Feinden gehört hatte.
Die Maulwürfin verabschiedete sich mit Tränen in den Augen.
„Wenn ihr ein bißchen Vernunft hättet, würdet ihr mit mir unter Tag wohnen. Dort sind keine Galgen, keine Tomaten, keine Zitronen und keine Zitrönchen. Man kann in Ruhe im Dunkeln leben, und das ist die Hauptsache. Immerhin, falls ihr mich brauchen soll-

tet, dann steckt einen Zettel in dieses Loch — ich komme ab und an vorbei, um mich nach euch zu erkundigen. Und nun: Auf Wiedersehen!"
Alle verabschiedeten sich bewegt von ihr. Und sie waren noch nicht fertig, als sich Herr Erbse so heftig mit der Hand vor den Kopf schlug, daß er kopfüber zu Boden fiel.
„Wie unbedacht von mir! Wie zerstreut! Die Zerstreutheit wird mir noch zum Verhängnis werden!"
„Haben Sie etwas vergessen?" erkundigte sich Frau Kürbis voller Teilnahme, hob ihn vom Boden auf und klopfte ihm den Anzug ab.
Erbse erzählte sein Erlebnis mit Tomate und sagte am Ende: „Jetzt waren die Polizisten sicher schon im Wald und haben das Haus geholt!"
Zwiebelchen stob wie ein Hase davon und stand nach ein paar Sprüngen unter der Eiche des Herrn Heidelbeere. Das Haus war nicht mehr da.
Herr Heidelbeere hatte sich zwischen zwei Eichenwurzeln verkrochen und weinte jämmerlich: „Ach, mein schönes Haus! Ach, mein schönes Haus!"
„Waren es die Zitrönchen?" fragte Zwiebelchen.
„Sie haben alles mitgenommen: die halbe Schere, die Rasierklinge, den Zettel und das Glöckchen."
Zwiebelchen kratzte sich am Kopf: Diesmal wären zwei Ahlen nötig gewesen, um einen Gedanken herauszuholen. Zwiebelchen hatte einfach keinen. Er legte begütigend seine Hand auf die Schulter des Herrn Heidelbeere und nahm ihn mit zur Höhle.
Als man die beiden ankommen sah, stellte niemand eine Frage. Alle wußten gleich, daß sich Tomate hatte rächen wollen und daß ihm dieses Mal der Schlag geglückt war.

Sechzehntes Kapitel
Die Abenteuer des Mister Rübchen und des Hundes Schnüffel

Mister Rübchen ...

Einen Augenblick: Wer ist überhaupt Mister Rübchen? Von dieser Persönlichkeit haben wir noch gar nichts gehört. Woher kommt er? Was will er denn? Ist er groß oder klein, ist er dick oder dünn? Ich erklär's euch gleich.

Weil man die Gefangenen nicht finden konnte, befahl Fürst Zitrone, das ganze umliegende Gebiet zu durchkämmen. Die Zitrönchen bewaffneten sich also mit Rechen und durchkämmten Felder und Wälder, Wiesen und Büsche, um unsere Helden aufzufinden. Sie arbeiteten Tag und Nacht und brachten einen Haufen altes Papier, Reisig und abgelegte Schlangenhäute zusammen — aber von Zwiebelchen und seinen Freunden nicht die Spur.

„Ihr Nichtsnutze", donnerte der Statthalter, „ihr habt nichts anderes fertiggebracht, als die Rechen kaputt zu machen. Fast allen Rechen sind die Zähne ausgebrochen. Ihr würdet es verdienen, daß ich euch auch die Zähne ausbrechen ließe!"

Die Polizisten klapperten vor Angst mit den Zähnen, und eine Viertelstunde lang hörte man nichts anderes als: tack, tack, tack, als ob es hagelte.

Eine Hofzitrone, die manchmal ins Kino ging, bemerkte: „Vielleicht ist es am Platz, einen Detektiv zu beauftragen!"

„Was ist ein Detektiv?"

„Einer, der Nachforschungen anstellt. Wenn Ihr zum Beispiel einen Knopf verliert, findet er ihn im Hand-

umdrehen wieder. Ebenso, wenn Ihr ein Bataillon Polizisten verliert oder wenn Euch die Gefangenen davonlaufen. Er braucht dann nur seine Brille aufzusetzen und entdeckt sie stehenden Fußes."
„Wenn dem so ist, dann rufen Sie einen Detektiv!"
„Ich weiß einen, der für uns der Rechte ist", schlug der Würdenträger vor, „er nennt sich Mister Rübchen."
So, jetzt wißt ihr auch, wer Mister Rübchen war. Und wenn er ankommt, sage ich euch sofort, wie er angezogen war und welche Farben sein Schnurrbart hatte.
Aber nein, das kann ich euch ja gar nicht sagen, denn Mister Rübchen besaß keinen Schnurrbart. Dafür besaß er einen Hund, einen Jagdhund namens Schnüffel, der ihn beim Instrumentetragen behilflich war. Mister Rübchen ging nämlich nie ohne ein Dutzend Fernrohre und Feldstecher, hundert Kompasse, ein Dutzend Fotoapparate, ein Mikroskop, ein Schmetterlingsnetz und ein Beutelchen Salz aus dem Haus.
„Was machen Sie mit dem Salz?" fragte ihn der Statthalter.
„Mit Verlaub, Euer Gnaden: Ich streue das Salz den geflohenen Gefangenen auf den Schwanz, und dann fange ich sie mit dem Schmetterlingsnetz."
Der Statthalter seufzte, dann sagte er: „Ich fürchte, dieses Mal wird Ihnen das Salz nichts nutzen. Die entwichenen Gefangenen haben nämlich keinen Schwanz."
„Das ist ein sehr schwieriger Fall", bemerkte Mister Rübchen mit ernster Miene, „wie soll ich sie denn fangen, wenn sie keinen Schwanz haben? Worauf soll

ich ihnen das Salz streuen? Mit Verlaub, Euer Gnaden: Man dürfte nie Gefangene aus dem Gefängnis entfliehen lassen. Oder man müßte ihnen wenigstens vor ihrer Flucht einen Schwanz anmachen, damit man sie wieder einfangen kann."
„Ich habe einen Film gesehen", meinte der Würdenträger, von dem ich euch vorhin schon sprach, „in dem man die Flüchtlinge manchmal dadurch fängt, daß man ihnen das Salz auf den Kopf streut!"
„Das ist eine veraltete Methode", erwiderte Mister Rübchen mit Verachtung.
„Das ist eine sehr, sehr veraltete Methode", wiederholte Schnüffel.
Der Hund des Detektivs hatte eine Eigenart: Er wiederholte oft die Worte seines Herrn und setzte einige persönliche Betrachtungen hinzu, die meistens in den Worten „sehr, sehr" und „viel, viel" bestanden.
„Ich habe einen andern Einfall", sagte Mister Rübchen.
„Wir haben viele, viele Einfälle", echote Schnüffel und wackelte wichtigtuerisch mit den Ohren.
„Man könnte Pfeffer statt Salz verwenden!"
„Richtig, richtig", stimmte der Statthalter begeistert zu, „Sie werfen ihnen Pfeffer in die Augen, und dann ergeben sie sich sofort."
„Das will ich meinen", versicherte Tomate, „aber damit man ihnen den Pfeffer in die Augen werfen kann, muß man sie zuerst finden."
„Das ist schwieriger", gab Mister Rübchen zu, „doch mit Hilfe meiner Instrumente will ich es wohl versuchen."
Mister Rübchen war ein Detektiv, wie er im Buch

steht: Er unternahm nichts ohne seine Instrumente. Um ins Bett zu gehen, benutzte er zum Beispiel drei Kompasse: einen, damit er die Treppe fand, einen, damit er die Zimmertür fand, und einen, damit er das Bett fand.

Kirschlein kam gerade vorbei, weil er sich die beiden einmal anschauen wollte. Er sah Mister Rübchen und seinen Hund Schnüffel der Länge nach auf dem Boden liegen. Sie hatten den Kompaß vor sich und diskutierten lebhaft.

„Was tun denn die Herren da auf dem Fußboden? Suchen Sie vielleicht die Löcher im Teppich, durch die die Gefangenen entschlüpft sein könnten?"

„Ich suche mein Bett, junger Herr Graf. Jeder ist imstande, sein Bett mit bloßem Auge zu finden. Aber ein Detektiv muß streng wissenschaftlich vorgehen. Ich fühle mich beruflich dazu verpflichtet, vor allem andern die einschlägigen technischen Instrumente zu Rate zu ziehen. Der Kompaß ist, wie Ihr natürlich wißt, mit einer magnetischen Nadel ausgestattet, die stets nach Norden zeigt. Bewege ich mich in dieser Richtung, finde ich mit unfehlbarer Sicherheit mein Bett."

Es kam allerdings so, daß in dieser Richtung der Detektiv mit seinem Kopf an den Schrankspiegel rannte, und da der Kopf sehr hart war, ging der Spiegel in tausend Scherben. Der Hund Schnüffel zerschnitt sich dabei den Schwanz und behielt nur noch einen Stummel übrig.

„Unsere Berechnungen müssen falsch gewesen sein", sagte Rübchen.

„Sie müssen sehr, sehr falsch gewesen sein", bestätigte Schnüffel.

„Suchen wir einen anderen Weg."
„Suchen wir viele andere Wege", bekräftigte Schnüffel, „und möglichst nicht solche, die in einem Spiegel enden!"
Dieses Mal benutzte Mister Rübchen an Stelle des Kompasses eines seiner extrastarken Marinefernrohre. Er setzte es an sein Auge und schwenkte es nach rechts und nach links.
„Was sehen Sie, Chef?" fragte Schnüffel.
„Ich sehe ein Fenster: Es ist geschlossen, hat rote Vorhänge und vierzehn Scheiben auf jeder Seite."
„Das ist eine sehr wichtige Entdeckung", rief Schnüffel aus, „vierzehn und vierzehn ist achtundzwanzig. Wenn wir in der Richtung gehen, können wir uns achtundzwanzigmal in den Kopf schneiden, und was dann noch von meinem Schwanz übrigbleibt, weiß ich auch nicht."
Rübchen schwenkte sein Fernrohr in eine andere Richtung.
„Was sehen Sie, Chef?" fragte Schnüffel besorgt.
„Ich sehe eine Konstruktion aus Schmiedeeisen. Eine sehr interessante Konstruktion: drei Beine, die von einem eisernen Reifen zusammengehalten werden. Und oben auf der Konstruktion ruht ein weißes, offenbar emailliertes Dach."
Schnüffel war über die Fähigkeiten seines Herrn baß erstaunt. „Chef", meinte er, „wenn ich mich nicht täusche, dann hat bis zu diesem Augenblick noch niemand emaillierte Dächer gefunden."
„Wir werden die ersten sein", fuhr Rübchen fort. „Ein Detektiv muß die Fähigkeit haben, viele geheimnisvolle Dinge in einem Schlafzimmer zu entdecken!"

Sie marschierten in Richtung auf die schmiedeeiserne Konstruktion mit dem weißemaillierten Dach, aber erst, nachdem sie sich der Länge nach hingeworfen und am Fußboden gelauscht hatten, um sich zu vergewissern, daß sich kein Pferd im Umkreis bewegte. Nach einem Marsch von etwa zehn Schritten kamen sie unter der Eisenkonstruktion an. Sie kamen so gut darunter an, daß das Dach umkippte.

Wie groß waren Erstaunen und Überraschung des befähigten Detektivs und seines äußerst befähigten Hundes Schnüffel, als von dem Dach aus eine eiskalte Dusche über ihre Köpfe und Schultern herunterstürzte. Sie verhielten sich regungslos aus Furcht vor weiterem Ungemach und ließen das Wasser geduldig über Haare, Gesicht, Hals und Rücken laufen.

„Ich vermute“, murmelte Rübchen mürrisch, „ich vermute, daß es sich hier um eine Waschschüssel handelt.“

„Ich vermute“, fügte Schnüffel noch hinzu, „daß es sich hier um eine Waschschüssel mit viel, viel Wasser handelt, das für die morgendlichen Waschungen vorgesehen ist.“

Rübchen erhob sich, und ebenso tat sein treuer Gehilfe. Er entdeckte ohne Schwierigkeiten das Bett, das etwa eineinhalb Meter von ihm entfernt stand, und schritt würdevoll darauf zu, während er sich in tiefsinnigen Betrachtungen erging. Etwa so: „Unser Beruf bringt vielerlei Gefahren mit sich. Wir haben uns zwar mit dem Wasser aus der Waschschüssel die Köpfe gewaschen, dafür jedoch das Bett gefunden.“

„Wir haben uns die Köpfe sehr, sehr gewaschen“, ergänzte der Hund.

Dem war übrigens das Glück gar nicht hold: Er mußte auf dem Teppich schlafen und hatte als Kopfkissen nur die Pantoffeln seines Herrn. Rübchen schnarchte dafür die ganze Nacht in einem fort und wachte nicht vor dem ersten Sonnenstrahl auf.

„Schnüffel, an die Arbeit", rief er zärtlich.

„Herr, ich bin bereit", antwortete der Hund und setzte sich mit einem Ruck auf das Schwanzstummelchen, das er nach seinem Unglück mit dem Spiegel noch behalten hatte.

Sie konnten ihr Gesicht nicht waschen, weil das ganze Wasser verschüttet war. Schnüffel ließ es damit bewenden, sich ein paarmal über den Bart zu lecken, und tat dann auch ein Leckerchen über das Gesicht seines Herrn. Darauf gingen sie in den Garten hinab und begannen mit ihren Nachforschungen über die Entflohenen.

Der Detektiv zog zuerst ein Säckchen aus der Tasche, wie man es beim Lotto benutzt. In dem Säckchen waren alle neunzig Nummern des Glücksspiels enthalten.

Er bat den Hund, ihm eine Nummer zu ziehen. Schnüffel steckte die Pfote in das Säckchen und holte die Nummer sieben heraus.

„Wir müssen sieben Schritte nach rechts gehen", entschied der Detektiv nach minutenlangem Nachdenken.

Sie gingen sieben Schritte nach rechts und traten in ein Brennesselgestrüpp.

Schnüffel stach sich in sein bedauernswertes Schwanzüberbleibsel.

Rübchen stach sich in die Nase, die nach wenigen Minuten schon so rot wie eine Paprikaschote war.

„Hier muß ein Irrtum vorliegen", gab der Detektiv zu.
„Hier müssen viele, viele Irrtümer vorliegen", pflichtete Schnüffel traurig bei.
„Versuchen wir es mit einer anderen Nummer."
„Versuchen wir es mit vielen, vielen anderen Nummern."
Dieses Mal kam die Achtundzwanzig heraus, und Mister Rübchen schlußfolgerte, daß sie achtundzwanzig Schritte nach links gehen müßten.
Sie gingen die achtundzwanzig Schritte und fielen in den Goldfischbrunnen.
„Hilfe! Ich ertrinke!" schrie der berühmte Privatdetektiv.
„Hier bin ich, Herr", antwortete Schnüffel hilfsbereit, faßte ihn mit den Zähnen am Schlafittchen und trug ihn mit ein paar Schwimmstößen ans rettende Ufer.
Sie ließen sich auf dem Brunnenrand nieder, damit sie wieder trocken wurden.
„Ich habe eine bedeutende Entdeckung gemacht", sagte Rübchen.
„Eine sehr, sehr bedeutende", bestätigte Schnüffel, „aber auch eine ziemlich nasse."
„Ich denke, die Gefangenen könnten durch den Goldfischbrunnen entflohen sein."
„Vielleicht haben sie gerade unter dem Brunnen einen Schacht ausgehoben!"
Sie holten Tomate und verlangten von ihm, daß er unter dem Brunnen nachgraben ließe: Schwerwiegende Indizien führten zu der Schlußfolgerung, daß sich die Gefangenen eben in jener Richtung aus dem Staub gemacht hätten. Doch Tomate weigerte

sich, den Brunnen zu zerstören. Seiner Ansicht nach hätten die Entflohenen einen bequemeren Weg gewählt, sagte er und bat Mister Rübchen, seine Nachforschungen andernorts weiterzuführen.
Rübchen seufzte und schüttelte den Kopf.
„Das ist der Dank der Welt", meinte er, „ich arbeite im Schweiße meines Angesichts, ja, ich nehme sogar ein unfreiwilliges Bad nach dem andern. Und statt mir bei meiner Arbeit behilflich zu sein, legen mir die örtlichen Behörden auch noch alle Hindernisse in den Weg."
Zum Glück kam gerade Kirschlein dazu. Der Detektiv fragte ihn, ob er außer einem unter dem Goldfischbrunnen ausgehobenen Schacht noch einen andern Ausgang aus dem Park wüßte.
„Sicher", antwortete Kirschlein, „das Parktor."
Mister Rübchen überlegte blitzschnell und kam zu dem Ergebnis, daß der Gedanke gut sein könnte. Er bedankte sich überschwenglich bei dem jungen Herrn Grafen und schritt, begleitet von Schnüffel, der sich in einem fort das Wasser vom Leib schüttelte, auf das Tor zu.
Kirschlein folgte ihnen wie ein neugieriger Junge. Als er sah, wie sie aus dem Tor gingen und den Weg zum Wald einschlugen, steckte er zwei Finger in den Mund und pfiff.
Rübchen drehte sich ruckartig um.
„Meint Ihr mich?"
„Nein, nein, Mister Rübchen. Ich habe nur einem Spatzen Bescheid gegeben, daß ich ihm ein paar Krumen aufs Fensterbrett gestreut habe."
„Welch hochherziges Gemüt, mein junger Herr Graf."

Mister Rübchen verneigte sich und wandelte weiter.
Ihr könnt euch denken, daß auf Kirschleins Pfiff ein anderer folgte. Der war natürlich nicht so durchdringend, sondern leise und unterdrückt. Dann bewegte sich ein Busch am Waldrand, genau rechts neben dem Detektiv. Kirschlein lächelte: Seine Freunde wachten.
Der Detektiv sah auch, daß sich der Busch bewegte. Beide warfen sich augenblicklich zu Boden und verharrten regungslos.
„Wir sind umzingelt", flüsterte der Detektiv und spuckte den Staub aus, der ihm in Mund und Nase gedrungen war.
„Wir sind sehr, sehr umzingelt", bestätigte der Hund.
„Unsere Aufgabe", fuhr Rübchen fort, „wird von Minute zu Minute schwerer. Doch wir müssen die Gefangenen unter allen Umständen finden."
„Wir müssen viele, viele Gefangene finden."
Rübchen sammelte sich, um nachdenken zu können. Dann beobachtete er den Busch mit einem Gebirgsfernrohr.
„Es ist niemand mehr da", stellte er fest. „Die Seeräuber haben den Rückzug angetreten."
„Die Seeräuber?" fragte Schnüffel. „Haben wir es denn mit Seeräubern zu schaffen?"
„Gewiß!" rief Rübchen mit strenger Stimme aus. „Wer versteckt sich denn sonst hinter Büschen und veranlaßt deren leises, doch geheimnisvolles Rütteln, wenn nicht die Seeräuber? Wir haben es mit einer furchtbaren Seeräuberbande zu tun. Es bleibt uns keine andere Wahl, als ihren Spuren nachzugehen.

Sie werden uns mit Sicherheit ins Versteck der Entflohenen bringen."
Schnüffel konnte sich nicht genug über seines Herrn Scharfsinn wundern.
Die Seeräuber zogen sich indessen zurück, wobei sie sich recht sichtbar zwischen den Büschen bewegten. Das heißt, man sah eigentlich gar nicht die Seeräuber, sondern nur die sich bewegenden Büsche. Aber Rübchen wußte, daß sich hinter ihnen die Seeräuber versteckten, die sich ganz gewiß zurückzogen, um auf diese Weise seinen Nachforschungen und der unabwendbaren Gefangennahme zu entgehen.
Die Seeräuber konnte man auch aus einem andern Grund nicht sehen, den ich euch später sagen werde.
Der Weg führte nach etwa hundert Metern mitten in den Wald hinein. Rübchen und Schnüffel folgten ihm ohne Zaudern, taten noch ein paar Schritte und machten dann im Schatten einer Eiche halt, um sich auszuruhen und außerdem, um den genauen Stand der Dinge zu ermitteln.
Der Detektiv nahm sein Mikroskop aus der Instrumententasche und unterzog den Staub des Weges einer genauesten Untersuchung.
„Keine Spuren, Chef?" fragte Schnüffel voller Spannung.
„Keine Spuren!"
Gerade in dem Augenblick hörte man wieder einen langgezogenen Pfiff und dann einen unterdrückten Schrei: „Ooooh! Ooooh!"
Rübchen und Schnüffel warfen sich von neuem zu Boden.
Der Schrei wiederholte sich zwei- oder dreimal. Nun

konnte kein Zweifel mehr bestehen. Die Seeräuber gaben sich Rufzeichen.

„Wir schweben in Gefahr“, stellte Rübchen fest, zuckte mit keiner Wimper und legte die Hand an das Schmetterlingsnetz.

„Wir schweben sehr, sehr in Gefahr“, bekräftigte der Hund.

„Die Seeräuber haben ihren Rückzug abgebrochen und leiten ein Umfassungsmanöver ein, um uns in den Rücken zu fallen. Halte den Pfeffer bereit! Wenn du sie siehst, wirfst du ihnen sofort den Pfeffer in die Augen! Ich fange sie dann mit dem Netz!“

„Das ist ein sehr mutiger Plan“, sagte Schnüffel bewundernd, „doch ich habe gehört, daß die Seeräuber mit Feldschlangen ausgerüstet sind. Was geschieht, wenn sie einmal gefangen sind und als Gefangene schießend entweichen?“

„Verflucht!“ gab Rübchen zu. „Daran hatte ich ja gar nicht gedacht.“

„Ich meine“, schlug der Hund vor und freute sich, daß es ihm geglückt war, den berühmten Privatdetektiv aus dem Konzept zu bringen, „ich meine, wir können hier die Methode ‚Hase und Jäger‘ in Anwendung bringen.“

„Nämlich?“ fragte Rübchen.

„Das ist eine Methode, die man im Ausland beim Hasenfang verwendet. Man spannt einen sehr starken Strick von einem Baum zum andern, genau an der Stelle, die der Hase voraussichtlich im Lauf des Tages passieren wird. Neben den Strick legt man ein Messer, das nicht mehr schneidet. Kommt der von den Jägern gehetzte Hase am Seil an, dann ruft er aus: ‚Verflucht!‘ Doch er eräugt sofort das Messer und

sagt sich: Gott sei Dank ist das Messer da. Er nimmt das Messer und fängt zu schneiden an. Aber ich habe Ihnen ja schon gesagt, daß die Jäger ein ganz stumpfes Messer ausgesucht haben. Der Hase schwitzt, schuftet, schimpft und flucht umsonst: Er kann den Strick nicht durchschneiden und wird von den Jägern gefaßt."

„Das ist eine sehr schlaue Methode", mußte Rübchen zugeben. „Aber unglücklicherweise habe ich kein stumpfes Messer bei mir, sondern nur haarscharfe Klingen erster Qualität und spanischer Marke. Und eigentlich habe ich auch keinen Strick bei mir."

„Dann kann man eben nichts machen", meinte Schnüffel abschließend.

Jetzt schrie jemand mit erstickter Stimme in nächster Nähe der im Gras liegenden Detektive: „Mister Rübchen! Mister Rübchen!"

„Eine Frauenstimme", rief der Privatdetektiv ganz erstaunt aus.

Schnüffel wagte es, seine persönliche Meinung vorzutragen: „Nach meinen Dafürhalten handelt es sich hier um eine Frau in Gefahr. Vielleicht ist sie den Seeräubern in die Hände gefallen, die sie als Geisel benutzen wollen. Ich denke, wir wollen alles tun, um sie zu befreien."

„Das können wir nicht", erwiderte Rübchen, der sich über seinen vorlauten Gehilfen ärgerte. „Wir müssen Entflohene gefangennehmen und nicht Gefangene befreien. Wir sind mit einem fest umrissenen Auftrag eingestellt worden und können nicht genau das Gegenteil von dem tun, wofür wir bezahlt werden."

Indessen flehte die Stimme immer und immer wieder: „Mister Rübchen! Kommen Sie mir zu Hilfe! Bitte

kommen Sie mir zu Hilfe!"
Eine Frau bittet um meine Hilfe, ging es dem Detektiv durch den Kopf, und ich soll mich weigern, ihr zu helfen? Was habe ich denn an der Stelle meines Herzens? Mit größter Besorgnis fuhr er sich mit der Hand unter die Jacke und atmete erleichtert auf, nachdem er festgestellt hatte, daß dort noch etwas schlug.
Die Stimme entfernte sich in nördlicher Richtung. Im Norden bewegten sich auch die Büsche mit großer Heftigkeit, und ein Geräusch von Schritten drang von dorther wie der Lärm eines wilden, unterdrückten Kampfes. Rübchen sprang auf die Beine und rannte, gefolgt von Schnüffel, gen Norden, dabei ließ er den Kompaß nicht aus dem Auge.
Hinter seinem Rücken klang ein Gelächter.
Rübchen unterbrach seinen Lauf, wandte sich voller Entrüstung an jenen Unbekannten, der hinter seinem Rücken so lachte, und schrie mit der ganzen edlen Entrüstung, deren er fähig war: „Lache! Lache nur, du treuloser Seeräuber! Wer zuletzt lacht, lacht am besten!"
Der Seeräuber lachte noch einmal auf, dann bekam er einen Hustenanfall.
Radieschen hatte ihm nämlich kräftig auf den Rücken geklopft, damit er nicht mehr lachen sollte. Böhnchen — denn der Seeräuber war kein anderer als der kleine Sohn des Lumpensammlers Bohne — hielt sich das Taschentuch vor den Mund, um nach Herzenslust weiterlachen zu können.
„Gerade jetzt, wo er uns auf den Leim gegangen ist", flüsterte Radieschen vorwurfsvoll, „mußt du alles verderben!"

,,Aber er glaubt doch, daß wir Seeräuber sind", sagte Böhnchen als Entschuldigung.
,,Komm", meinte Radieschen, ,,wir müssen ihnen auf den Fersen bleiben."
Rübchen und Schnüffel waren wieder gen Norden gestürmt, dem Geräusch der Schritte und des unterdrückten Kampfes oder, besser gesagt, zwei Kindern nach: Paradiesäpfelchen und Erdäpfelchen, die so taten, als kämpften sie miteinander. Erdäpfelchen blieb ab und an stehen und rief mit ihrem hohen Stimmchen, damit ihnen Rübchen ja nachkommen sollte: ,,Zu Hilfe! Zu Hilfe, Herr Detektiv! Ich bin eine Gefangene der Seeräuber! Befreien Sie mich!"
Ihr könnt euch denken, daß es den Kindern schon gelungen war, den Detektiv weit von der Höhle fortzulocken, in der Zwiebelchen und unsere andern Freunde Unterschlupf gefunden hatten. Doch ihr Vorhaben beschränkte sich nicht allein darauf.
Rübchen wurde das sehr bald gewahr und ebenso Schnüffel. Ja, der Ärmste merkte es sogar als erster. An einer ganz bestimmten Stelle, als er schon glaubte, die Seeräuber mit seinen Zähnen packen und ihnen die gehörige Lehre erteilen zu können, geschah ihm etwas Sonderbares.
,,Himmel, ich fliege!" konnte er gerade noch ausrufen.
Und er flog wirklich. Er hing nämlich in einer Falle, die ihn hoch in den Wipfel einer Eiche schleuderte und dann wie eine Wurst an den Stamm preßte.
Rübchen war einige Schritte zurückgeblieben, und als er um die Biegung kam, sah er seinen treuen Gehilfen nicht mehr.
,,Schnüffel!" rief er.

Keine Antwort.
Sicher ist er unterwegs hängengeblieben, um irgendeinem Hasen nachzujagen. Zehn Jahre steht er jetzt in meinen Diensten, aber ich habe ihm seine Vergnügungssucht immer noch nicht abgewöhnen können.
Und da alles still war, rief er nochmals: „Schnüffel! Schnüffel!"
„Hier bin ich, Herr", antwortete er mit einer kläglichen, kaum mehr zu erkennenden Stimme.
Die Stimme schien aus der Höhe zu kommen. Der Detektiv hob den Kopf und sah, wie sich sein Schnüffel ganz oben, am allerhöchsten Zweig der Eiche, festhielt.
„Was treibst du da?" fragte er streng. „Hältst du das für den richtigen Augenblick, um auf die Bäume zu klettern? Glaubst du, jetzt ist Zeit zum Spielen? Du tätest besser daran, sofort herunterzukommen. Die Seeräuber werden kaum auf uns warten, und wer befreit dann die schöne Gefangene, wenn wir ihre Spuren verlieren?"
„Herr, lassen Sie mich Ihnen erklären", bat Schnüffel und versuchte vergeblich, sich aus der Falle zu befreien.
„Da gibt es gar nichts zu erklären", fuhr Mister Rübchen mit größter Entrüstung fort. „Ich kann mir auch ohne deine Lügen ganz allein erklären, daß du keine Lust hast, den Seeräubern nachzujagen, und daß du lieber den Eichhörnchen über die Zweige nachläufst. Aber ich bin ein seriöser Detektiv, der berühmteste von Europa und Amerika, und kann keinen Hanswurst in meinem Dienst behalten, der gleich auf jeden Baum klettern muß. Wahrlich eine

reizende Stellung für den Gehilfen eines Detektivs, wie ich einer bin! Ich bin es jetzt satt: Betrachte dich als entlassen!"

„Herr! Herr! So lassen Sie mich doch ein Wort sagen!"

„Du kannst sagen, soviel du nur willst. Ich bleibe jedenfalls nicht stehen, um dir zuzuhören. Ich habe Wichtigeres zu tun. Ich habe eine Verpflichtung übernommen, und nichts kann mich von meinem Wege abbringen. Leb wohl, Schnüffel! Ich wünsche dir, daß du eine unterhaltsamere Stellung findest und einen weniger gestrengen Herrn. Und mir selbst wünsche ich einen ernsthafteren Gehilfen. Gestern habe ich im Schloßhof einen Bluthund gesehen, der gerade das richtige für mich wäre: ehrlich, bescheiden und würdig. Dem fällt es bestimmt nicht ein, Raupen auf Eichen zu jagen. So lebe denn wohl, du ungetreuer Hund!"

Wie sich Schnüffel auf solche Weise beschimpfen hörte, brach er in Tränen aus:

„Herr! Herr! Seien Sie vorsichtig, sonst ergeht es Ihnen wie mir!"

„Das ist ja lachhaft! Ich bin mein Lebtag noch auf keinen Baum geklettert, und dein Beispiel bringt mich sicherlich nicht dazu, meinen Beruf zu wechseln und Eichenstämme zu umarmen!"

Doch gerade als Mister Rübchen diese stolzen Worte aussprach, fühlte er sich an den Hüften gepackt und so stark zusammengepreßt, daß ihm schier der Atem verging. Er hörte auch das Knacken einer emporschnellenden Feder und merkte, daß er in die Baumzweige flog. Ja, er merkte sogar, daß es sich um ein und dieselbe Eiche handelte, auf die Schnüffel ge-

klettert war. Doch da hörte der Flug auch schon auf, und er war zwei Handbreit neben seines Hundes Schwanz mit einem dicken Seil an den Stamm gefesselt.

„Ich sagte es Ihnen ja", meinte der Hund in weinerlichem Ton.

Rübchen mußte sich furchtbar anstrengen, um in dieser unerquicklichen Lage seine Würde zu bewahren.

„Überhaupt nichts hast du mir gesagt. Es wäre deine Pflicht gewesen, mich darauf aufmerksam zu machen, daß ich in eine Falle lief, statt mich mit deinem Geschwätz um meine kostbare Zeit zu bringen!"

Schnüffel biß sich auf die Zunge, um nichts zu erwidern. Er wußte nur allzugut, wie seinem Herrn zumute war, und wollte ihn nicht noch mehr betrüben.

„Da sitzen wir also in der Patsche", stellte Rübchen fest. „Nun müssen wir überlegen, wie wir wieder herauskommen."

„Das wird euch nicht so leichtfallen", sprach ein Stimmchen zu ihren Füßen.

Aber, dachte Rübchen, aber das ist doch die Stimme der schönen Gefangenen.

Er sah nach unten und machte sich darauf gefaßt, eine Rotte fürchterlicher Seeräuber mit Messern zwischen den Zähnen zu erblicken und mitten unter ihnen eine schöne, in Tränen aufgelöste Prinzessin. Statt dessen war da eine Schar Kinder, die sich vor Vergnügen kaum mehr halten konnte.

Radieschen, Erdäpfelchen, Böhnchen und Paradiesäpfelchen fielen sich lachend in die Arme und tanzten einen schönen Ringelreihen um die Eiche.



„Ringel, ringel Reihen,
da hängen sie zu zweien.
Ach, wie lustig ist die Welt,
wenn man in die Bäume schnellt!"

„Würden die Herrschaften", fragte der Detektiv mit ernster Stimme, „würden die Herrschaften vielleicht die Güte haben und mir erklären, was dieser Scherz bedeuten soll?"

„Wir sind keine Herrschaften", antwortete Böhnchen, „sondern Seeräuber!"

„Und gefangene Prinzessinnen!"

„Lassen Sie mich augenblicklich herunter, oder ich sehe mich gezwungen, einschneidende Maßnahmen zu ergreifen!"

„Wir werden viele, viele Maßnahmen ergreifen", ergänzte der Hund und wedelte wütend mit seinem Schwanzstummel.

„Ich glaube nicht, daß Sie das können werden, solange Sie sich in dieser Lage befinden", erwiderte Radieschen.

„Und wir werden Sie möglichst lange da oben lassen", meinte Paradiesäpfelchen.

Mister Rübchen schwieg, weil er nicht wußte, was er sagen sollte. Die Lage war sehr mißlich, wenn auch ziemlich eindeutig.

„Die Lage kommt mir ganz eindeutig vor", flüsterte er Schnüffel zu.

„Sehr, sehr eindeutig", bestätigte Schnüffel traurig.

„Wir sind Gefangene einer Kinderbande", fuhr der Detektiv fort. „Welch eine Schande für mich! Außerdem handelt es sich so gut wie sicher um Kinder, die von den Entflohenen dafür bezahlt wurden, daß sie uns von ihren Spuren abbringen."

„Es handelt sich ganz, ganz sicher um bezahlte Kinder“, gab der Hund zu. „Ich wundere mich nur, wie fachmännisch sie diese Falle aufgestellt haben!“
Schnüffel wäre noch verwunderter gewesen, hätte er gewußt, daß die Falle von Kirschlein höchst eigenhändig vorbereitet worden war. Der junge Graf hatte nämlich viele Bücher über Großwildjagd gelesen und kannte alle möglichen Reiseabenteuer. Und so wollte er auch einmal ein Problem ganz allein lösen, ohne die Hilfe Zwiebelchens. Das war ihm großartig gelungen.
Hinter einem Strauch versteckt, beobachtete er das Schauspiel und war mit seinem Werk zufrieden.
Zwei Gegner sind für eine Zeitlang unschädlich gemacht, sagte er sich, rieb sich die Hände und ging nach Hause.
Radieschen und die andern liefen zur Höhle, um Zwiebelchen von dem Ereignis zu berichten. Aber als sie dort ankamen, fanden sie niemand mehr. Die Höhle war leer und die Asche erkaltet: Seit mindestens zwei Tagen hatte dort kein Feuer mehr gebrannt.

Siebzehntes Kapitel
Zwiebelchen schließt Freundschaft mit einem netten Bären

Gehen wir jetzt, wie man so sagt, einen Schritt oder vielmehr zwei Tage zurück, sonst erfahren wir nicht, was sich unterdessen in der Höhle abgespielt hat. Gurkenkürbis und Heidelbeere konnten sich über den Verlust des Häuschens nicht beruhigen. Sie hatten

jene einhundertachtzehn Ziegelsteine so in ihr Herz geschlossen wie einhundertachtzehn eigene Kinder. Das Unglück hatte sie zu Freunden gemacht. Ja, Gurkenkürbis versprach sogar Herrn Heidelbeere: „Wenn wir unser Häuschen wiederbekommen, müssen Sie bei mir wohnen."
Und Heidelbeere nahm mit Tränen in den Augen dieses Angebot an. Wie ihr gesehen habt, sagte Gurkenkürbis jetzt nicht mehr „mein" Häuschen, sondern „unser" Häuschen, und ebenso hielt es Heidelbeere. Im übrigen trauerte er seiner halben Schere, der verrosteten Rasierklinge, die er von seinem Urgroßvater geerbt hatte, und seinen anderen Reichtümern nach.
Einmal gerieten sie sogar in Streit, weil sie sich nicht darüber einig wurden, wer von ihnen das Häuschen am liebsten hatte. Herr Gurkenkürbis behauptete, daß Heidelbeere es niemals so gern haben konnte wie er selbst: „Mein Leben lang habe ich Schweiß vergossen, um es bauen zu können!"
„Aber Sie haben so kurz darin gewohnt. Ich habe fast eine ganze Woche darin gewohnt!"
Derartige Streitigkeiten dauerten jedoch nie lange. Es wurde bald Abend, und da gab es viel zu überlegen, um die Wölfe fernzuhalten, und keine Zeit zum Streiten.
In dem Wald gab es nämlich Wölfe, Bären und andere wilde Tiere. Und jeden Abend mußten um die Höhle herum große Feuer angezündet werden, damit sie nicht heran konnten. So bestand zwar die Gefahr, daß man den Feuerschein auch im Schloß sah, aber man konnte sich ja schließlich nicht von den Wölfen auffressen lassen.

Die Wölfe kamen bis auf wenige Meter an die Höhle heran und warfen furchterregende Blicke auf Frau Kürbis, die so rund und feist war. daß sie schon einen guten Happen versprach.
„Es hat gar keinen Sinn, daß ihr mich dauernd so anstarrt", rief Frau Kürbis voller Entrüstung. „Ich werde euch noch nicht einmal eine Hand geben!"
Aber schließlich wurden die Wölfe so hungrig, daß sie sich aufs Bitten verlegten. „Frau Kürbis", baten sie und strichen mit Abstand am Feuer entlang, denn sie wollten sich ja nicht verbrennen, „geben Sie uns wenigstens einen Finger. Was bedeutet schon ein Finger für Sie? Zehn an den Händen und zehn an den Füßen macht im ganzen zwanzig."
„Dafür, daß ihr wilde Wölfe seid", antwortete ihnen Frau Kürbis, „könnt ihr ganz gut rechnen. Aber das soll euch nichts nützen."
Die Wölfe murrten ein wenig und gingen dann fort. Aber sie trösteten sich damit, daß sie alle Hasen zerrissen, die ihnen vor die Füße kamen.
Später erschien der Bär und warf ebenfalls sehnsüchtige Blicke auf Frau Kürbis. „Wie gut Sie mir gefallen, Frau Kürbis", sprach er.
„Sie gefallen mir auch, Herr Bär, doch am meisten gefallen Sie mir als Ragout."
„Was Sie nicht sagen, Frau Kürbis! Ich würde Sie dafür als Braten mit ein paar neuen Kartoffeln verspeisen, natürlich gut gewürzt mit Rosmarin, Salbei, einer Knoblauchzehe und einer Prise Pfeffer."
Und der Bär blies seine Nüstern auf. Er glaubte schon, diesen herrlichen Bratenduft zu wittern.
Zwiebelchen warf ihm eine rohe Kartoffel hin. „Versuchen Sie inzwischen, damit satt zu werden!"

„Ich habe die Zwiebeln immer gehaßt", erwiderte der Bär und wurde wütend, „die können ja nichts anderes als einen zum Weinen bringen. Es ist mir unbegreiflich, wieso gewisse Leute noch Zwiebeln essen können."

„Hören Sie", schlug Zwiebelchen vor, „statt jeden Abend zu kommen und Stielaugen auf uns zu machen — Sie wissen doch ganz genau, daß es zwecklos ist, weil wir sehr viele Streichhölzer haben, genug mindestens, um ein paar Monate lang alle Abende ein Feuer anzuzünden und Sie drei Schritt von unsern Knochen entfernt halten zu können —, statt also Feinde zu sein, meine ich, könnten wir doch auch ganz gut Freunde werden. Oder glauben Sie nicht?"

„Hat man das schon jemals gesehen", kam die brummige Antwort, „daß ein Bär mit einer Zwiebel gut Freund war?"

„Warum eigentlich nicht?" spann Zwiebelchen seinen Gedanken weiter. „Man kann auf dieser Erde auch Freund sein. Platz ist doch für alle, für die Bären und für die Zwiebeln."

„Platz ist für alle, das stimmt schon. Aber warum sperrt man uns dann in Käfige, wenn man uns fängt? Sie müssen wissen, daß mein Vater und meine Mutter im zoologischen Garten eingesperrt sind, in der Residenz des Statthalters."

„Mein Vater ist auch Gefangener des Statthalters."

Als der Bär hörte, daß Zwiebelchens Vater auch im Gefängnis saß, war er ganz gerührt.

„Sitzt er schon lange?"

„Schon viele Monate. Außerdem ist er lebenslänglich verurteilt, das heißt, daß er noch nicht einmal als

Toter herauskommen wird, denn in den Gefängnissen des Statthalters haben sie auch Friedhöfe."
„Mein Vater und meine Mutter sind auch lebenslänglich verurteilt und werden nach ihrem Tode auch nicht herauskommen, weil man sie im Garten des Statthalters mit allen Ehren bestatten wird."
Und der Bär mußte seufzen.
„Wenn du willst", schlug er vor, „können wir Freundschaft schließen. Wir müssen ja nicht unbedingt Feinde bleiben. Mein Urgroßvater, der berühmte Scheck, hat mir einmal erzählt, er hätte von seinem Alten gehört, daß man im Walde einst friedlich zusammen lebte. Menschen und Bären waren Freund, und keiner tat dem andern etwas zuleide."
„Die Zeiten könnten wiederkehren", meinte Zwiebelchen. „Wir werden eines Tages alle Freunde sein. Dann sind die Menschen und die Bären höflich zueinander, und wenn sie sich begegnen, ziehen sie den Hut."
Der Bär schien auf einmal in großer Verlegenheit zu sein.
„Dann muß ich mir einen Hut kaufen, ich habe nämlich gar keinen."
Zwiebelchen lachte. „So war das nicht gemeint. Sie können ruhig auf Ihre Weise grüßen: Sie verneigen sich und wiegen sich anmutig hin und her."
Der Bär verneigte sich und wiegte sich anmutig hin und her, wie Zwiebelchen vorgeschlagen hatte. Meister Traube holte schnell eine Ahle, damit er sich am Kopf kratzen konnte.
„Ich habe noch niemals einen so höflichen Bären gesehen", wiederholte er ganz verblüfft in einem fort.

Als Rechtsanwalt traute Herr Erbse der Sache nicht so sehr. „Ich würde mich nicht darauf verlassen“, warnte er, „der Bär kann sich verstellen!“
Aber Zwiebelchen schlug alle Bedenken in den Wind. Er machte einen Durchgang durch den Feuerkreis, damit sich der Bär den Pelz nicht verbrenne, brachte ihn in die Höhle und stellte ihn den Gefährten als seinen Freud vor. Professor Birne, der gerade sein Instrument wieder instand gesetzt hatte, improvisierte zu seinen Ehren ein Violinkonzert.
Der Bär war freundlicherweise bereit, für seine Gastgeber zu tanzen. So verbrachten alle einen sehr angenehmen Abend.
Als sich der Bär verabschiedete, um ins Bett zu gehen, begleitete ihn Zwiebelchen ein Stück Wegs. Seht ihr, das war Zwiebelchen: Er sprach nicht gern über seine eigenen Sorgen, doch er dachte oft daran, und oft war er sehr niedergeschlagen, ohne die andern etwas davon merken zu lassen.
An jenem Abend mußte er zum Beispiel wieder an seinen armen gefangenen Vater denken und wollte dem Bären ein bißchen sein Herz ausschütten.
„Was werden wohl unsere Eltern in diesem Augenblick machen?“ fragte Zwiebelchen.
„Ich weiß, was meine Eltern machen“, erwiderte der Bär. „Ich bin zwar noch nie in der Stadt gewesen, aber ein befreundeter Fink fliegt öfter in jene Gegend und bringt mir Botschaft von meinem Vater und meiner Mutter. Er sagt, daß sie nie ein Auge schließen und Tag und Nacht von der Freiheit träumen. Ich weiß nicht, was diese Freiheit ist. Es wäre mir lieber, sie träumten von mir. Schließlich bin ich ja ihr Sohn.“

„Freiheit ist, wenn man keinen Herrn über sich hat", erwiderte Zwiebelchen.

„Der Statthalter ist kein so übler Herr. Der Fink hat mir berichtet, daß Vater und Mutter genug zu essen haben und es ganz lustig finden, wenn die Leute vor ihrem Käfig auf und ab spazieren. Der Statthalter hat ihnen freundlicherweise einen Platz zugewiesen, von dem aus sie viele Leute sehen können. Trotzdem wollen sie in den Wald zurück. Und der Fink hat mir auch gesagt, daß dies unmöglich ist, weil die Käfige aus Eisen und die Stangen sehr dick sind."

Jetzt seufzte auch Zwiebelchen.

„Wem erzählst du denn das? Als ich meinen armen gefangenen Vater besuchte, habe ich mir die Wände ganz genau angesehen: An eine Flucht ist gar nicht zu denken. Und doch habe ich meinem Vater versprochen, ihn zu befreien. Und wenn ich dann eines Tages soweit bin, mache ich mich auch ans Werk."

„Du bist ein tapferer Junge", meinte der Bär, „ich möchte meine Eltern auch gern befreien, aber ich kenne den Weg in die Stadt nicht und habe Angst, fehlzugehen."

„Paß mal auf", sagte Zwiebelchen plötzlich, „die Nacht hat eben erst begonnen. Wenn du mich auf deinen Rücken nimmst, können wir vor Mitternacht in der Stadt sein."

„Was hast du vor?" fragte der Bär mit einem leichten Zittern in der Stimme.

„Deine Eltern besuchen. Das wird für mich ebenso sein, als ob ich meinen Vater besuchen würde." Der Bär ließ sich das nicht zweimal sagen. Er bückte sich ein wenig, so daß ihm Zwiebelchen auf den Rücken klettern konnte, und rannte in vollem Lauf davon.

Zwiebelchen zeigte ihm den richtigen Weg. „Nach links". sagte er oder „nach rechts!" oder auch: „Hinter diesem Haus vorbei. Vorsicht jetzt, wir sind am Stadttor! Der zoologische Garten liegt dort. Wir müssen jetzt ganz leise sein!"

Achtzehntes Kapitel
Eine Robbe petzt

Der Zoo lag in allertiefstem Schweigen.
Der Wärter schlief im Elefantenstall und hatte seinen Kopf auf den Rüssel des Dickhäuters gelegt. Er schlief ganz fest und wachte auch nicht auf, als Zwiebelchen und der Bär leise an die Stalltür klopften. Der Elefant bettete den Kopf seines Wärters vorsichtig auf einen Strohballen um, machte seine Nase lang — er brauchte sich dazu gar nicht zu bewegen — und brummte: „Herein!"
Unsere beiden Freunde kamen behutsam herein.
„Guten Abend, Herr Elefant", grüßte Zwiebelchen. „Entschuldigen Sie bitte, wenn wir Sie so spät noch stören!"
„Oh, keine Veranlassung!" gab der Elefant zur Antwort. „Ich schlief noch gar nicht. Ich habe mich gerade bemüht, mir vorzustellen, wovon mein Wärter träumen könnte. An den Träumen kann man erkennen, ob jemand gut oder böse ist."
Der Elefant war ein alter indischer Philosoph und hatte immer die wunderlichsten Gedanken.
„Wir möchten Sie um Ihre Hilfe bitten", sagte Zwiebelchen, „weil wir wissen, wie weise Sie sind. Könnten Sie uns einen Fingerzeig geben, wie man den



Eltern meines Bärenfreundes hier zur Flucht aus dem Zoo verhelfen könnte?"
„Ja", brummelte der Elefant in seine Stoßzähne, „das könnte ich euch vielleicht schon sagen. Aber wozu denn? Im Wald hat man es nicht besser als im Käfig, und im Käfig hat man es nicht schlechter als im Wald. Alles in allem denke ich also, daß jeder bleiben soll, wo er ist."
„Wenn euch allerdings so sehr daran gelegen ist", setzte er gleich hinzu, „dann kann ich euch ja sagen, daß mein Wärter den Schlüssel zum Bärenzwinger in der Tasche hat. Vielleicht kann ich ihn herausholen, ohne daß er aufwacht. Er hat einen gesunden Schlaf und wird schon nichts merken."
Zwiebelchen und der Bär glaubten ja nicht recht, daß man ein so schwieriges Unternehmen mit einem Rüssel durchführen könnte.
Doch der Elefant ging mit dem langen Ding so vorsichtig zu Werk, daß der Wächter gar nichts merkte.
„Da ist der Schlüssel", sagte der Elefant und zog seinen Rüssel aus des Wärters Hosentasche. „Seht zu, daß ihr ihn mir nachher wiederbringt!"
„Darauf können Sie sich verlassen", beteuerte Zwiebelchen. „Inzwischen unsern herzlichsten Dank! Möchten Sie sich wirklich nicht unserer Flucht anschließen?"
„Wäre mir jemals der Gedanke an eine Flucht durch den Kopf gegangen, dann hätte ich bestimmt nicht gewartet, bis ihr zwei kommt und mir dabei behilflich seid. Viel Glück!"
Und er legte sich den Kopf seines Wärters wieder auf den Rüssel und wiegte ihn sanft, damit er noch tiefer

schlafen sollte, dieweil sich unsre beiden Freunde ans Werk machten.
Zwiebelchen und der Bär schlüpften aus dem Stall und gingen zum Bärenzwinger.
Sie waren kaum ein paar Schritte weit gekommen, als sie jemand anrief: „Heda! Heda!"
„Pst", machte Zwiebelchen erschrocken. „Wer ruft denn hier?"
„Pst! Pst!" echote es spöttisch. „Wer ruft denn hier?"
„Laß das Geschrei, sonst weckst du den Wärter!"
Da kam's zurück: „Laß den Wärter, sonst weckst du das Geschrei! Ach, wie dumm: Jetzt hab ich mich verheddert."
„Das ist der Papagei", flüsterte Zwiebelchen dem Bären zu, „der plappert alles nach, was er hört. Aber weil er nicht versteht, was er hört und was er spricht, redet er ziemlich oft verkehrt."
Der Bär wollte freundlich zu dem Papagei sein und fragte ihn deshalb: „Kommt man hier auch zum Bärenzwinger?"
Der Papagei wiederholte: „Kommt man hier auch mit den Bären zum Zwinger? Ach, wie dumm: Jetzt habe ich mich schon wieder verheddert!"
Da war eben nichts herauszuholen, und unsre Freunde gingen vorsichtig weiter. Ein Äffchen rief sie aus seinem Käfig mit einem Pfiff: „Hört einmal, Herrschaften, hört!"
„Wir haben jetzt keine Zeit", erwiderte der Bär, „wir sind sehr beschäftigt."
„Nur eine einzige Minute. Ich versuche schon seit zwei Tagen diese Nuß zu knacken, aber ich kann es nicht. Helft mir doch bitte!"

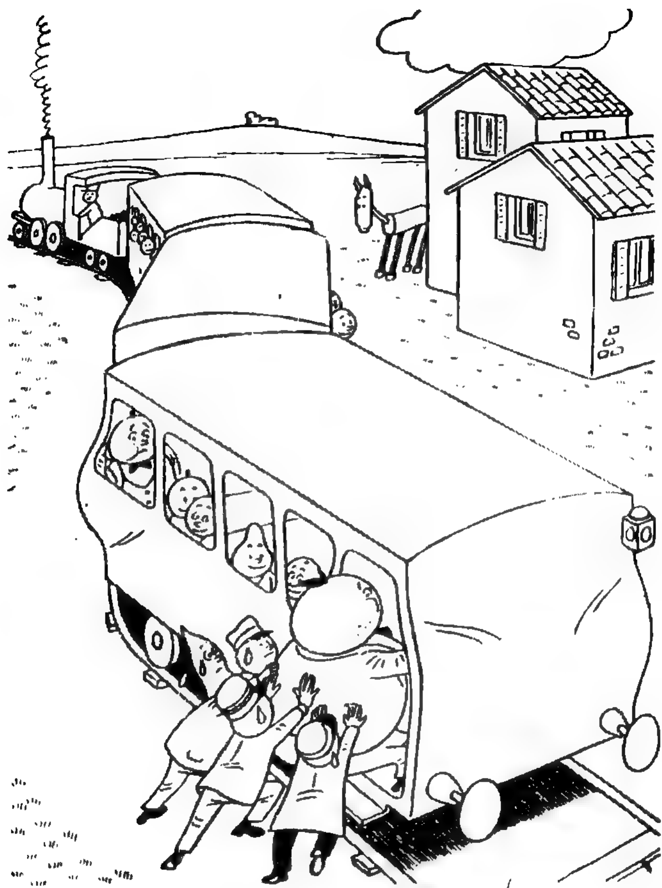
„Auf dem Rückweg", meinte Zwiebelchen.
„Ach, das sagt ihr nur so", meinte das Äffchen und schüttelte den Kopf. „Ich sagte das übrigens auch nur so. Die Nuß hier und alle Nüsse der Welt sind mir ganz und gar schnuppe. Ich möchte noch in meinem Wald sein, auf den Zweigen herumtollen und den Forschern Kokosnüsse auf die Köpfe werfen. Wozu sind denn die Kokosnüsse da, wenn es keine Affen gibt, die sie euch auf die Köpfe werfen können? Nein, ich frage mich, wozu sind denn die Forscher da, wenn sie niemand als Zielscheibe für ein schönes Kokosnußwerfen benutzen kann? Ich weiß schon gar nicht mehr, wann ich meine letzte Kokosnuß geworfen habe. Jedenfalls hatte der Forscher einen rasierten und knallroten Kopf, und es machte riesigen Spaß, darauf zu zielen. Ich kann mich auch erinnern, daß . . ."
Aber Zwiebelchen und der Bär waren schon weit fort und hörten ihn gar nicht mehr.
„Die Affen", erklärte Zwiebelchen dem Bären, „sind dumme Tiere, die sich in lauter Geschwätz verlieren. Sie beginnen über irgend etwas zu reden, aber man weiß nie, womit sie dann enden werden. Und doch tut mir der arme Kerl leid. Warum schläft er nicht? Vielleicht, weil er seine Nuß nicht knacken kann? Nein, nein. Er schläft nicht, weil er an seinen fernen Wald denkt!"
Auch der Löwe schlief nicht. Aus halbgeschlossenen Lidern sah er sie vorbeikommen, wandte aber den Kopf kein bißchen zur Seite, um ihnen nachzuschauen. Er war eben ein edles und weises Tier, und das Hinundhergelaufe der Leute interessierte ihn nicht im geringsten.

So erreichten Zwiebelchen und der Bär ungehindert den Bärenzwinger.
Die beiden armen Alten erkannten augenblicklich ihren Sohn und streckten ihm die Arme durch das Gitter entgegen.
Zwiebelchen ließ sie sich herzen und küssen und sperrte inzwischen den Zwinger auf. Dann sagte er: „Wollt ihr jetzt mit der Flennerei aufhören? Die Tür ist auf, und wenn ihr das nicht ausnützt, wird der Wächter wach, und dann: Ade, Freiheit!"
Als die beiden Gefangenen ihren Käfig verlassen hatten, fingen die Begrüßungen und Umarmungen von neuem an, denn jetzt gab es ja keine Gitter mehr, die sie von ihrem „Kleinen" trennten.
Auch Zwiebelchen war ziemlich gerührt.
Armer Papa, dachte er, ich werde dich auch nicht genug umarmen können, wenn ich dich erst einmal aus dem Gefängnis heraus habe! „Jetzt müssen wir aber fort", sagte er mit lauter Stimme.
Die Alten wollten sich erst noch von einer Eisbärenfamilie verabschieden, die an einem kleinen See wohnte. Dann mußten sie noch zum Käfig mit der Giraffe, die allerdings um diese Zeit schlief. Inzwischen wurde es im Zoo ziemlich lebendig, weil die Neuigkeit der Abreise der Bären im Nu bis in den letzten Winkel gedrungen war. Nun, die Bären waren ziemlich beliebt, hatten allerdings auch Feinde. Eine Robbe, die sie nicht ausstehen konnte — zwischen ihnen lag eine alte Familienfeindschaft —, fing so laut zu grunzen an, daß der Wärter trotz festen Schlafes aufwachte.
„Was gibt es hier?" fragte er den Elefanten.
„Ich wüßte wirklich nicht", antwortete der alte

Philosoph. „Was sollte es auch geben? Hier gibt es nie etwas Neues, und auch heute nacht wird es nichts Neues geben. Oder meinen Sie, Sie sind hier im Kino, wo alle zehn Minuten etwas Abenteuerliches passiert?"
„Du kannst schon recht haben", gab der Wärter zu, „aber ich will mich doch einmal umsehen."
Als er aus dem Stall trat, stolperte er beinahe über die Ausreißer. „Hilfe!" rief er. „Hilfe!"
Seine Gehilfen wurden wach und umringten den Zoo. Eine Flucht war jetzt ganz ausgeschlossen.
Zwiebelchen und die drei Bären hatten sich in einem kleinen Teich versteckt und schauten gerade noch mit den Nasen aus dem Wasser heraus. Doch zu ihrem Unglück waren sie ausgerechnet in den kleinen Robbenteich geraten.
„Hihi!" kicherte es hinter ihrem Rücken.
Das war die Robbe.
„Die Herrschaften müssen schon gestatten, daß ich lache", sagte sie, „hihi!"
„Gnädige Frau", bat Zwiebelchen, den es vor Kälte schüttelte, „ich kann Ihre Heiterkeit durchaus verstehen. Aber finden Sie es schön, daß Sie uns auslachen, während man uns gerade sucht?"
„Und ob ich das schön finde! Ich werde auch gleich den Wärter rufen, damit er euch einfängt!"
Und das sagte sie kein zweites Mal, sondern holte schnurstracks den Wärter und seine Gehilfen. Im Nu wurden die Bären herausgefischt, und der Wärter erlebte auch noch die Überraschung, daß er drei fischte, während ihm doch nur zwei fehlten. Außerdem ging ihm da dieses neue, ganz unbekannte Tier ins Garn, das wie ein Mensch sprach und auch sofort

sagte: „Herr Wärter, Sie müssen einsehen, daß hier ein Irrtum vorliegt: Ich bin kein Bär."
„Das sehe ich selbst. Aber was hast du denn in dem Teich gemacht?"
„Ich habe ein Bad genommen."
„Du wirst also mindestens eine Strafe zahlen müssen, weil es verboten ist, in den städtischen Anlagen zu baden!"
„Ich habe kein Geld bei mir, aber vielleicht sind Sie so freundlich ..."
„Ich bin nicht freundlich, und solange du mir die Strafe nicht zahlst, stecke ich dich in den Affenkäfig. Da kannst du erst einmal übernachten, und dann werden wir weitersehen."
Das Äffchen empfing den Neuankömmling mit dem größten Vergnügen und nahm sofort sein verschrobenes Geschwätz wieder auf. „Ich erzählte Ihnen doch gerade", und dabei kauerte es sich auf seinen Schwanz, „von dem Forscher mit dem roten Kopf. Rot war der, wenn ich Ihnen sage, wie rot ... Wissen Sie, ich lüge nie, und wenn, dann natürlich nur, wenn es notwendig ist. Aber schön sind die Lügen doch, ach ja! Sie haben einen ganz besondern Reiz. Und wenn ich Lügen sage, habe ich auch so einen süßen Geschmack im Mund, so süß wie ..."
„Hören Sie", bat Zwiebelchen, „könnten Sie Ihre Vertraulichkeiten nicht bis morgen früh aufheben? Ich möchte mich einmal richtig ausschlafen, damit ich wieder zu Kräften komme."
„Darf ich Ihnen wenigstens ein Wiegenlied singen?" schlug das Äffchen vor.
„Nein, danke. Ich verzichte gern darauf."
„Darf ich Ihnen die Decken einschlagen?"

„Sehen Sie denn nicht selbst, daß gar keine Decken da sind?“
„Das habe ich nur so gesagt“, brabbelte das Äffchen. „Ich möchte auch nur freundlich sein dürfen. Aber wenn Sie mich unfreundlich haben wollen, können Sie auch gleich bedient werden!“
Sprach's und drehte ihm schwer beleidigt den Rücken zu. Zwiebelchen lächelte und schlief bei dieser Gelegenheit ein. Das Äffchen erwartete, daß Zwiebelchen es bitten würde, sich wieder umzudrehen, und weil alles still war, wollte es selbst den Anfang machen. So sah es, daß der Junge bereits schlief. Da war es beleidigter denn je, zog sich in eine Ecke zurück, kauerte sich hin und beobachtete ihn.
Zwiebelchen blieb zwei Tage im Affenkäfig, zum Spaß der Kinder, die mit ihren Kindermädchen in den Zoo kamen und noch nie einen Affen gesehen hatten, der so angezogen war wie sie selbst.
Am dritten Tag konnte er Kirschlein einen Zettel zustellen lassen. Der kam mit dem ersten Zug in die Stadt, zahlte die Strafe und gab ihm so die Freiheit wieder.
Zwiebelchen erkundigte sich als erstes nach seinen Freunden und wurde sehr unruhig, als er hörte, daß sie spurlos verschwunden waren.
„Ich verstehe das nicht“, meinte er kopfschüttelnd. „In der Höhle waren sie doch gut aufgehoben. Was kann sie nur bewogen haben, die Höhle zu verlassen?“



Neunzehntes Kapitel
Beschreibung eines ungewöhnlichen Eisenbähnchens

Um ins Schloß zurückzukommen, benutzten Kirschlein und Zwiebelchen den Zug.
Ach so, von diesem Zug habe ich euch ja noch gar nichts erzählt. Wißt ihr: Das war schon ein ungewöhnlicher Zug! Er bestand aus mehreren Wagen, und sämtliche Plätze waren Fensterplätze, so daß man sich um die Aussicht nicht zu streiten brauchte. Für die Kinder war das natürlich ein Paradies.
Und auch für die dicken Leute war es ein Paradies. In die Wände hatte man eigens für sie große Wülste eingearbeitet. Die Dicken legten ihren Bauch darauf, so saßen sie bequem.
Gerade als Kirschlein und Zwiebelchen einsteigen wollten, hörten sie Bohnes Stimme: „Nur Mut, Herr Baron! Noch einen Schubs, und wir sind drin!"
Baron Apfelsine wollte auch gerade einsteigen, was natürlich wegen seines Bauches äußerst schwierig war. Bohne allein bekam ihn gar nicht die Stufen des Trittbretts hinauf. Er rief zwei Gepäckträger zu Hilfe, aber auch zu dritt konnten sie es nicht schaffen. Schließlich kam der Stationsvorsteher angerannt und schob mit. Er schob und nahm seine Trillerpfeife nicht aus dem Mund, und so gab es wegen der großen Anstrengung auf einmal einen durchdringenden Pfiff.
Der Lokomotivführer hielt das für das Abfahrtssignal und drückte den Hebel herunter. Der Zug fuhr an.
„Halt! Halt!" schrie der Stationsvorsteher.
„Hilfe! Hilfe!" schrie Baron Apfelsine.

Doch er hatte Glück, denn der Zug versetzte ihm bei der Abfahrt einen solchen Ruck, daß er ins Abteil gedrückt wurde. Der Baron seufzte erleichtert auf, legte seinen Bauch auf den eigens dazu geschaffenen Wulst und öffnete gleich sein Proviantpäckchen, dem er einen ganzen gebratenen Hammel entnahm.
All diese Umstände trugen dazu bei, daß Kirschlein und Zwiebelchen unbeachtet blieben.
Während der Fahrt war der Baron zu sehr mit Essen beschäftigt und konnte sie daher nicht sehen. Bohne entdeckte sie zwar, doch Kirschlein legte schnell den Finger an die Lippen, damit er nichts sagen sollte, und der Lumpensammler antwortete ihm mit einem Zeichen, daß er verstanden hatte und schweigen würde.
Also, ich erzählte euch gerade von dem Zug, als der Baron ankam.
Eine weitere Besonderheit war der Zugführer.
Er war schon ein sehr geschickter Zugführer, das muß man sagen. Aber er hatte auch poetische Anwandlungen. Wenn er zum Beispiel an eine blühende Wiese kam, brachte er augenblicklich die Lokomotive zum Halten und stieg ab, um sich ein Sträußchen Margeriten oder Veilchen zu pflücken.
Die Leute protestierten: „Fahren wir jetzt endlich ab oder nicht?“
„Das ist Betrug! Wir wollen unser Fahrgeld wiederhaben!“
„Wollen Sie Ihre Lokomotive mit Blumen statt mit Kohle heizen?“ fragte einer, der witzig sein wollte.
Dann gab es auch noch einen Fahrkartenkontrolleur. Der war sehr zuvorkommend. War es draußen nebelig, beschwerten sich die Leute, daß sie keine Aus-

sicht hatten: „Und so etwas will eine Eisenbahn sein? Man guckt aus dem Fenster und sieht nichts! Das ist ja, als reiste man in einer Kiste!"
„Wir sind doch kein Güterzug!"
Auf das hin stellte sich der Kontrolleur höflich und geduldig hinter die Fahrgäste und erklärte ihnen die Landschaft mit dem Finger. Er wußte sie ganz und gar auswendig und brauchte sie nicht erst zu sehen, um sie beschreiben zu können.
„Hier zur Rechten", sagte er, „ist ein Eisenbahnübergang. Eine blonde Bahnwärterin grüßt mit dem roten Fähnchen. Ein hübsches Mädchen. Ihr Kleid ist blau und gelb."
Die Leute schauten hinaus, sahen nichts als Nebel, lächelten aber doch zufrieden.
„Hier gerade vor uns", sprach der Kontrolleur weiter, „liegt der See. Ein großer See, sogar mit einer Insel und einem Boot. Das Boot hat ein viereckiges rotes Segel gehißt, und obenauf flattert ein blaues Fähnchen mit goldenen Sternen darauf. Das Wasser ist still, die Fische kommen bis an die Oberfläche, und die Vögel hacken danach. Die Wellen sind blau."
Die Leute schauten hinaus, sahen nichts als graue Nebelwogen, lächelten aber doch zufrieden.
Baron Apfelsine benutzte die Eisenbahn auch nur deshalb, um sich auf solche Art die Landschaft erklären zu lassen. Er war zu faul und viel zu sehr mit Essen beschäftigt, um mit eigenen Augen aus dem Fenster schauen zu können. Er aß viel lieber seinen gebratenen Hammel genießerisch mit geschlossenen Augen und ließ den Kontrolleur mit ruhiger und freundlicher Stimme erzählen: „Hier zur Linken ist eine Schafherde. Es sind lauter weiße Schafe, und nur

ein schwarzes Lämmchen ist dabei, das lustig umherspringt und nur Margeriten abrupft, weil ihm das grüne Gras noch nicht schmeckt. Der Hund hat ein Glöckchen, können Sie es hören?"

Tatsächlich konnte man ein Glöckchen bimmeln hören: kling, kling, kling. So hatten die Leute gleich den Beweis, daß der Kontrolleur die Wahrheit sagte.

Kirschlein und Zwiebelchen lauschten der Erzählung des Kontrolleurs und vergaßen für eine Weile ihre Sorgen.

Wer würde auch seine Sorgen nicht vergessen, wenn ihn der Zug sanft schaukelt und wenn draußen vor dem Fenster Bäume, Hügel und Häuser vorbeihuschen — selbst wenn man sie vor lauter Nebel nicht sehen kann, dafür aber weiß, daß sie da sind und daß sie niemand wegnehmen kann?

Und erst recht natürlich, wenn der freundliche Kontrolleur, der die Gegend wie seine Westentasche kannte, einem alles Fingerbreit um Fingerbreit erklärt und wie mit Zauberkraft den ganzen Nebel verschwinden läßt!

Lassen wir also unsere beiden Freunde ruhig auf ihren bequemen Polstersitzen im Züglein — fast unter der Nase des Barons Apfelsine, der sich am Duft seines Hammelbratens berauschte —, und halten wir indessen anderswo Umschau.

In dem Augenblick, als der Zug am Wald vorbeifuhr, wurden gerade Mister Rübchen und Schnüffel von einem Holzhacker befreit, nachdem sie schon fast drei Tage oben an der Eiche gebaumelt hatten.

Die beiden Detektive vertraten sich die Beine und rannten dann gleich wieder los, um ihre Nachfor-

schungen weiterzuführen.
Der Holzhacker sah ihnen erstaunt nach und machte sich daran, die Eiche zu fällen, als ein ganzer Zug Zitrönchen unter Führung einer Zitrone im einfachen Offiziersrang anrückte.
„Achtung!“ befahl die Zitrone im einfachen Offiziersrang.
Der Holzhacker ließ sein Beil fallen und stand stramm.
„Rührt euch!“ befahl die Zitrone im einfachen Offiziersrang.
Der Holzhacker rührte sich.
„Sind hier zwei Personen vorbeigekommen, ein Hund mit seinem Herrn?“
Ihr müßt wissen, daß sie sich im Schloß über das Verschwinden Rübchens und Schnüffels Gedanken machten und beschlossen hatten, einen Zug Polizisten nach ihnen auszusenden. Wie alle andern armen Leute traute auch der Holzhacker der Polizei nicht. Die beiden, die von ihm oben auf der Eiche entdeckt worden waren und die sich nach ihrer Befreiung sofort auf den Boden geworfen hatten, um zu lauschen, ob nicht etwa Indianer anschlichen, kamen ihm zwar wie Verrückte vor. Aber keine Macht der Welt hätte ihn dazu gebracht, den Polizisten darüber zu berichten.
Wenn die Zitrönchen nach ihnen suchen, um sie zu verhaften, dachte er sich, müssen es anständige Leute sein.
„Sie sind dorthin gegangen“, sagte er laut und zeigte in die entgegengesetzte Richtung, die Rübchen eingeschlagen hatte.
„Ausgezeichnet“, meinte die Zitrone im Rang eines

einfachen Offiziers, „dann haben wir sie ja bald eingeholt. Achtung!"
Der Holzhacker stand stramm, salutierte und sah sie davonrennen. Dann trocknete er sich den Schweiß ab und schickte sich wieder an, seinen Baum zu fällen.
Eine Viertelstunde war unterdessen vergangen, da hörte er viele Schritte näher kommen, und es erschienen Meister Traube, Gurkenkürbis, Heidelbeere, Erbse, Benno Birne und Frau Kürbis, und alle fragten ihn gleichzeitig, ob er nicht Zwiebelchen gesehen habe.
„Ich kenne ihn zwar nicht", antwortete der Holzhacker verwundert, „aber ich habe keinen Jungen gesehen."
„Wenn Sie ihn sehen sollten, dann sagen Sie ihm bitte, daß wir ihn seit drei Tagen suchen", bat Meister Traube, der ganz nach Expeditionsleiter aussah.
Und die Expedition brach in aller Eile wieder auf.
Es war noch keine Stunde verstrichen, und die Eiche war auch schon fast abgehauen, als Zwiebelchen und Kirschlein auftauchten. Der junge Graf hatte den Beschluß gefaßt, an jenem Tag nicht mehr nach Hause zurückzukehren, sondern gemeinsam mit seinem Freund die Verschwundenen zu suchen. Der Holzhacker berichtete vom Eintreffen und vom Abmarsch der Expedition, und Zwiebelchen konnte daraus den Schluß ziehen, daß auch er von seinen Freunden gesucht wurde. Das Geheimnis um ihr Verschwinden war somit gelüftet.
Bevor es Abend wurde, sah der Holzhacker noch viele andere Leute vorüberkommen.
Zuerst Radieschen und die anderen Kinder, die auch auf der Suche nach Zwiebelchen waren. Schließlich

keine Geringeren als Tomate und Herrn Petersilie, die Kirschlein suchten und felsenfest überzeugt waren, daß er von den Entflohenen geraubt worden sei.
Aber für den armen Holzhacker waren die Überraschungen jenes Tages noch nicht zu Ende. Gegen Sonnenuntergang ließ ihn ein großes Glöckchenkonzert aufhorchen. Zuerst dachte er, daß es wieder die Polizisten seien, die er schon am Morgen gesehen hatte. Doch dieses Mal handelte es sich um den Statthalter Fürst Zitrone höchstselbst, der sich um seine Polizisten sorgte, die nicht wiederkamen, und sie deshalb suchte. Die Gräfinnen vom Kirschbaum folgten ihm in ihrer Kalesche: Sie waren heiter und zufrieden, als gingen sie auf die Jagd.
Der Holzhacker wollte sich verstecken: Er wußte, daß sich die Armen nie vor dem Fürsten zeigen durften, weil der Fürst sonst an Verdauungsstörungen litt.
Aber eine Zitrone im Rang eines Stabsoffiziers, die zu des Fürsten Rechten saß, erblickte ihn und rief ihn an: „Heda, Lump!"
„Zu Befehl, Euer Gnaden", stotterte der Holzhakker.
„Haben Sie einen Zug Polizisten gesehen?"
Wie ihr wißt, hatte der Holzhacker weit mehr als einen Zug Polizisten gesehen. Aber wenn man mit dem Fürsten Zitrone spricht, weiß man am besten gar nichts.
Und so antwortete er, daß er nichts wüßte. Hätte er gesagt: „Ja, ich habe sie gesehen", dann wäre er noch vieles andere gefragt worden, und vielleicht hätte man ihn noch bestraft und ins Gefängnis gesteckt.
Da er aber nichts wußte, konnte man ihm auch nichts

anhaben. Fürst und Gefolge entfernten sich in der gleichen Richtung wie die Polizisten.
Der Abend brach schnell herein, ja, wir lassen ihn sogar im Interesse unserer Geschichte mit einem Mal hereinbrechen, dann ist es gleich dunkel. Im Dunkeln werden die Geschichten viel spannender — nicht nur die Geschichten, sondern auch die Verfolgungen.
Mit dem Augenblick, in dem sich die Dunkelheit über den Wald legt, ist nämlich unsere Geschichte zu einem Verfolgungsrennen geworden, das den Radrennfahrern die besten Aussichten bieten würde. Schade, daß sie nicht auch dabeisein können!
Dafür beteiligten sich: Rübchen, der Nachforschungen anstellt, die Polizisten, die Rübchen suchen, der Fürst, der seine Polizisten sucht. Meister Traube, der die Expedition auf der Suche nach Zwiebelchen leitet. Zwiebelchen und Kirschlein, die Meister Traube suchen, Radieschen, die Zwiebelchen sucht, und schließlich Tomate und Herr Petersilie, die Kirschlein suchen.
Und unter der Erde, falls es noch niemand erraten haben sollte, sucht die Maulwürfin nach allen zusammen. Sie hatte am Vortage einen Blick in die Höhle geworfen, in der sich die Gefangenen versteckt gehalten hatten, und war auf einen Zettel gestoßen. „Zwiebelchen verschwunden. Suchen ihn. Bitten um Nachricht, falls Sie etwas erfahren", stand darauf.
Kaum hatte die Maulwürfin diesen Zettel gelesen, als sie auch schon mit Fiebereifer daranging, nach allen Richtungen zu graben.
Über ihrem Kopf hörte sie dauernd Leute vorbeigehen, allein oder in kleineren und größeren Gruppen. Und sie gingen alle so schnell vorbei, daß sie jedesmal

verschwunden waren, wenn die Maulwürfin an die Oberfläche kam, um sie sich anzuschauen.
„Das ist ja wie auf Peter Pans Insel“, meinte die Maulwürfin, die von jenem berühmten Knaben gehört hatte und von seiner Insel, auf der sich alle nachliefen, als bissen sie sich in den Schwanz.
Nur die Wölfe fehlten noch.
Aber die Wölfe ließen sich nicht sehen. Sie glaubten, man habe eine große Treibjagd veranstaltet, und hielten sich in ihren Schlupfwinkeln versteckt.

Zwanzigstes Kapitel
Der junge Herzog Mandarine und die gelbe Flasche

Mit der Abfahrt der jagdbegierigen Gräfinnen waren Baron Apfelsine und der junge Herzog Mandarine alleinige Herren und Gebieter. Im ganzen Schloß gab es nur sie beide — abgesehen natürlich von der Dienerschaft.
Der junge Herzog bemerkte als erster diese Schloßeinsamkeit. Wie gewohnt, kletterte er wieder einmal auf ein Fenster und drohte, sich ins Leere zu stürzen und auf dem Fußboden zu zerschmettern, wenn ... Aber es war niemand da, der das „wenn“ hörte.
Sonderbar, überlegte der junge Herzog und steckte den Finger in die Nase, jetzt müßten sie doch schon längst angelaufen kommen. Weshalb rührt sich denn niemand? Vielleicht habe ich nicht laut genug geschrien!
Der junge Herzog schrie also noch ein paarmal ohne

viel Überzeugungskraft und begab sich dann zu dem Baron.

„Mein liebster Vetter", sagte er beim Eintreten.

„Hm", brummte der Baron und spuckte einen Hühnerflügel aus, der ihm in die falsche Kehle gekommen war.

„Wissen Sie schon das Neueste?"

„Hat man neue Hühner in den Stall gesetzt?" fragte der Baron, denn ihm war am Vortage aufgefallen, daß er die ganze Geflügelreserve in Schloß und Dorf verputzt hatte.

„Ach was, Hühner", erwiderte der junge Herzog, „wir sind allein. Wir sind verlassen. Das Schloß ist leer."

Der Baron war entsetzt.

„Wer wird das Abendessen kochen?"

„Sie denken auch nur an das Abendessen! Wenn wir statt dessen die Abwesenheit unserer geliebten Kusinen dazu benützten, um einen Erkundungsgang durch die Schloßkeller zu machen? Ich habe gehört, daß sie mit erstklassigen Weinen wohlversorgt sind."

„Ausgeschlossen", erwiderte der Baron, „bei Tisch servieren sie nur Weine dritter Güte, von denen man Sodbrennen bekommt."

„Das ist es ja gerade", meinte der junge Herzog, „Ihnen geben sie die schlechten Weine, und im Keller verwahren sie all die edlen Tropfen, die sie dann nach Ihrer Abreise allein austrinken werden."

Dem jungen Herzog war gar nicht so sehr an den edlen Tropfen gelegen. Ihm ging es vielmehr darum, die Keller ungestört zu besichtigen. War ihm doch zu Ohren gekommen, daß die Gräfinnen an einer Stelle

den Schatz des Grafen Kirsch eingemauert hatten, um ihn ganz allein für sich zu behalten.
„Wenn das so ist, wie Sie sagen", meinte der Baron sichtlich beeindruckt, „dann wäre es schon angebracht, einmal nachzusehen. Unsere Kusinen laden eine schwere Sünde auf sich, wenn sie die guten Weine im Keller vor uns verstecken. Wir müssen ihnen helfen, ihre Seele zu retten. Ich halte das jedenfalls für unsere Pflicht."
„Aber", flüsterte der junge Herzog dem Baron ins Ohr, „es wäre doch besser, wenn wir Bohne für heute beurlaubten. Wir gehen dann allein in den Keller. Ich werde Ihre Schubkarre selbst fahren."
Der Baron war sofort damit einverstanden, und Bohne bekam einen halben freien Tag.
Aber warum, werdet ihr jetzt fragen, ging der junge Herzog denn nicht allein in den Keller, wenn er sich so sehr für den Schatz interessierte? Auf diese Weise hätte er — falls man sie entdecken würde — die ganze Schuld auf den Baron Apfelsine abwälzen können. Er hatte auch schon die Antwort bereit: „Ich mußte ihn ja unbedingt begleiten: Er hatte Durst und suchte nach einer Flasche."
Der junge Herzog rieb sich im Geiste die Hände und gab sich alle Mühe, die Karre vorwärts zu schieben, auf die der Baron seinen Bauch gelegt hatte. Er fand die Karre furchtbar schwer, aber zum Glück galt es nur ein paar Treppenabsätze hinunterzufahren.
An die Rückfahrt dachte der junge Herzog noch nicht. Irgendwie werde ich schon zurechtkommen, sagte er sich. Das Gewicht des Bauches jagte ihn mit einer derartigen Geschwindigkeit hinunter, daß er wie eine Fliege zerquetscht worden wäre, hätte man die

Kellertür nicht offengelassen. Sie stand also glücklicherweise offen. Der junge Herzog fuhr in den Gang und hatte im Nu den ganzen Keller durchrast — und das zwischen zwei Reihen riesiger Fässer hindurch, über denen Millionen Flaschen mit verstaubten Etiketts lagerten. „Halt! Halt!" rief der Baron. „So sehen Sie doch, welche Herrlichkeit!"

„Weiter vorn", erwiderte der junge Herzog, „weiter vorn ist noch Besseres!"

Wie der Baron zu seiner Rechten und Linken diese Heere von Fässern, diese aufgereihten Bataillone von Flaschen, Fäßchen, Krügchen und Karaffen vorübergleiten sah, da verzehrte ihn schier die Leidenschaft, und er kam dem Weinen nahe.

„Lebt wohl, lebt wohl, ihr Armen", seufzte er zu den Flaschen hin, „lebt wohl. Nie wieder werde ich euch erblicken!"

Endlich merkte der junge Herzog, daß der Druck der Schubkarre nachließ, und so konnte er anhalten. Und gerade hier war in der linken Fässerreihe eine freie Stelle, die zu einer kleinen Tür führte.

Der Baron setzte sich bequem auf den Boden hin, streckte seine Hände nach links und nach rechts aus, griff sich immer zwei Flaschen auf einmal, zog die Korken mit den Zähnen heraus, die durch die ständige Übung schon riesenstark geworden waren, und schüttete den Inhalt in seine Gurgel. Diese Beschäftigung unterbrach er nur ab und zu mit einem Seufzer der Genugtuung. Der junge Herzog betrachtete ihn eine Zeitlang und begab sich dann in den oben erwähnten Durchgang zur Linken.

„Wohin gehen Sie, wertester Vetter? Warum versuchen Sie nicht auch all diese Herrlichkeiten?"

„Ich hole nur eine Flasche ausgezeichneten Markenwein, den ich dort hinten stehen sehe."
„Der Himmel wird Ihnen Ihre Bemühungen vergelten", gurgelte der Baron zwischen einem Schluck und dem andern, „Sie haben einen Durstigen getränkt, also werden Sie nie vor Durst umkommen!"
Die kleine Tür hatte gar kein Schloß.
„Sonderbar", murmelte Mandarine zwischen den Zähnen, „vielleicht ist es eine Tür, die sich durch ein geheimes Triebwerk öffnen läßt." Er begann die Tür Zentimeter um Zentimeter abzutasten, um die geheime Stelle zu entdecken. Er konnte tasten, soviel er wollte — die Tür rührte sich nicht.
Inzwischen hatte der Baron alle in seiner Nähe greifbaren Flaschen geleert. Er schleppte sich aus eigener Kraft in den Durchgang zwischen den Fässern bis zu Mandarine hin, der bei seiner Beschäftigung immer aufgeregter wurde und immer mehr schwitzte.
„Was tun Sie denn da, liebster Vetter?"
„Ich möchte diese Tür aufmachen. Ich nehme an, daß hinter ihr die auserlesensten Weine lagern. Es wäre mir eine Freude, wenn ich sie aufbekäme."
„Mühen Sie sich doch nicht damit ab. Sie sind ja so gelenkig: Reichen Sie mir lieber jene Flasche mit dem gelben Etikett. Das muß chinesischer Wein sein, und den habe ich noch nie getrunken."
Der junge Herzog fand nicht gleich die Flasche, die der Baron begehrte. Endlich entdeckte er sie. Es war eine ganz gewöhnliche Flasche, die so aussah wie alle anderen Flaschen. Sie hatte allerdings eine Besonderheit, und das war ihre Farbe. Die andern Flaschen hatten nämlich ein rotes Etikett und sie ein gelbes. Der junge Herzog verwünschte in seinem Innern die

ewig trockene Kehle des Barons und streckte gelangweilt seine Hand aus, um die Flasche herunterzuholen.
Komisch. Die Flasche schien mit ihrem Regal verwachsen zu sein. Der junge Herzog mußte sich richtig anstrengen, um sie loszubekommen.
„Die ist schwer wie Blei", stellte er erstaunt fest.
Doch als sie sich endlich vom Regal löste, da drehte sich die kleine Tür leicht und geräuschlos in ihren Angeln. Der Baron starrte sie höchst verwundert an.
„Mandarine! Mandarine!" rief er aus. „Das ist ja gar keine Flasche. Das ist ein Schlüssel. Sehen Sie nur: Sie haben die Tür aufgemacht!"
Das ist also das geheime Triebwerk, dachte der junge Herzog. Aber er konnte seinen Gedanken nicht mehr zu Ende denken. Die Tür hatte sich ganz aufgetan, und auf der Schwelle war ein kleines Persönchen erschienen, das sich mit vollendeter Höflichkeit verneigte und mit glockenhellem Stimmchen sagte: „Guten Tag, meine Herrn. Ich danke Ihnen vielmals für Ihre Freundlichkeit. Seit drei Stunden bemühe ich mich vergeblich, diese Tür zu öffnen. Wie haben Sie nur erraten können, daß ich gerade hier bin?"
„Kirschlein!" riefen der junge Herzog und der Baron wie aus einem Munde. „Liebstes Kirschlein", fügte der Baron noch hinzu (er hatte schon einen in der Krone und war daher voller Zärtlichkeit), „liebes Kirschlein! Komm in meine Arme!"
Der junge Herzog war gar nicht so begeistert.
Was hat denn dieser Spaßverderber hier zu suchen? fragte er sich, und vor lauter Wut kam ihm schon die Galle hoch. Aber er machte gute Miene zum bösen Spiel und sagte freundlich: „Liebster Vetter, es ist

uns ein besonderes Vergnügen, deinen Wünschen entgegenzukommen!"
„Da ich Sie aber", gab Kirschlein prompt zurück, „da ich Sie aber nicht davon in Kenntnis gesetzt hatte, daß ich auf diesem Wege ins Schloß zurückkehren würde, und da sich in diesem Augenblick außer Ihnen niemand im Schloß befindet, nehme ich an, daß Sie irgendeine Gaunerei hierher geführt hat. Doch darüber werden wir später urteilen. Jetzt habe ich jedenfalls das Vergnügen, Ihnen meine Freunde vorzustellen."
Und Kirschlein trat zur Seite und ließ alle seine Freunde, einen nach dem andern, vortreten: Zwiebelchen, Radieschen, Meister Traube, Herrn Gurkenkürbis, den Rechtsanwalt und so weiter und so weiter.
„Aber das ist ja eine Invasion!" rief Mandarine fassungslos aus.
Es war wirklich eine Invasion, und den Gedanken hatte Kirschlein gehabt. Wie unsere Freunde so im Kreise hintereinander durch den Wald gelaufen waren, hatten sie sich endlich auch gefunden. Dann hatten sie festgestellt, daß alle ihre Gegner mit Ausnahme des Herzogs und des Barons nicht mehr im Schloß waren. Kirschlein, der den unterirdischen Gang kannte, der vom Walde zum Schloßkeller führte, hatte daraufhin vorgeschlagen, die feindliche Festung zu erobern.
Und wie ihr gesehen habt, ist das Unternehmen vollauf geglückt. Der junge Herzog wurde in sein Zimmer eingeschlossen, und Böhnchen hielt Wache. Der Baron blieb allerdings im Keller, weil keiner Lust hatte, ihn die Treppen hinaufzuschaffen.

Einundzwanzigstes Kapitel
Mister Rübchen wird zum ausländischen Militärattaché ernannt

Als der Abend hereinbrach und das Schloß in Dunkelheit hüllte, wurden doch einige Bedenken laut.

,,Aber was sollen wir denn anfangen?" fragte Frau Kürbis. ,,Wir können doch nicht für immer hier bleiben. Wir haben ja unsere Wohnung und unsere Arbeit."

,,Wir haben gar nicht die Absicht, für immer hier zu bleiben", antwortete Zwiebelchen, ,,wir wollen mit unseren Feinden verhandeln. Wir fordern nur Freiheit für alle. Und wenn wir die Gewißheit haben, daß niemandem ein Leid geschieht, verlassen wir das Schloß wieder."

,,Aber wie sollen wir uns denn verteidigen?" mischte sich Erbse ein. ,,Die Verteidigung eines Schlosses ist eine recht schwierige Kriegshandlung. Dazu muß man Strategie, Taktik und Ballistik beherrschen."

,,Was ist Ballistik?" fragte Frau Kürbis. ,,Rechtsanwalt, fangen Sie nicht an, uns mit schwierigen Wörtern die Köpfe zu verwirren!"

,,Ich will damit nur zum Ausdruck bringen", sagte der Rechtsanwalt abschließend und bekam einen roten Kopf, ,,daß sich kein General unter uns befindet. Wie ist es möglich, sich ohne einen General zu verteidigen?"

,,Im Wald laufen mindestens vierzig Generäle herum", erwiderte Zwiebelchen, ,,und doch waren sie nicht imstande, uns gefangenzunehmen."

,,Na, wir werden ja sehen", murrte Herr Erbse. Der Gedanke, eine lange Belagerung ohne einen General

durchzuhalten, der eine Ahnung von Strategie, Taktik und Ballistik hatte, jagte ihm einen kalten Schauer nach dem andern über den Rücken.

„Wir haben keine Kanonen", versuchte Herr Gurkenkürbis einzuwenden.

„Wir haben keine Maschinengewehre", fügte Peter Porree hinzu.

„Wir haben keine Gewehre", bekräftigte Meister Traube.

„Wir werden alles haben, was wir brauchen", erwiderte Zwiebelchen. „Seid unbesorgt. Übrigens, da das Abendessen schon zu Ende ist — warum geht ihr nicht schlafen?"

Und sie gingen schlafen. In Baron Apfelsines Bett legten sie sich zu siebt, und es blieb noch Platz übrig. Herr Heidelbeere und Herr Gurkenkürbis begaben sich allerdings in ihr Häuschen, unten am Gartentor.

Bluthund, der es sich dort bequem gemacht hatte, empfing sie ziemlich ungnädig. Aber da er das Gesetz achtete, fand er sich damit ab, in seiner alten Hundehütte zu schlafen, nachdem man ihm bewiesen hatte, daß das Haus nicht sein Eigentum war.

Gurkenkürbis setzte sich ans Fensterchen und schaute hinaus, während sich Herr Heidelbeere auf seinen Füßen ausstreckte.

„Welch herrliche Nacht", sagte Gurkenkürbis, „welch stille Nacht! Und sogar ein Feuerwerk ist da."

Fürst Zitrone hatte nämlich im Walde zur Belustigung der Gräfinnen ein Feuerwerk veranstaltet. Wie? Er band einfach ein paar Zitrönchen vor die Kanonenschlünde und ließ sie in die Luft fliegen. Und die



fliegenden Zitronen waren ein herrlicher Anblick. Schließlich näherte sich Tomate dem Fürsten und flüsterte ihm ins Ohr: „Hoheit! Sie verbrauchen ja Ihr ganzes Heer!"
Da ließ der Fürst das Feuerwerk abbrechen und rief aus: „Wie schade!"
„Ach", sagte Gurkenkürbis, der aus seinem Fensterchen schaute, „das Feuerwerk hat aufgehört!"
Der Fürst zählte seine Soldaten ab, die ihm noch für die Jagd auf die Gefangenen übriggeblieben waren. Er hatte zwar immer noch genügend, doch es war ratsam, bis zum Morgen zu warten.
Er ließ ein schönes Zelt für die Gräfinnen aufstellen, die vor Neugierde und Aufregung nicht schlafen konnten.
Gegen Mitternacht machte Tomate einen Spaziergang, um seine Nerven zu beruhigen. (Ach so, ich habe euch ja noch nicht erzählt, daß ihm das Feuerwerk auf die Nerven gegangen war. Welch ein Unsinn, dachte der Ritter, so viele gute Zitrönchen in dem Feuerwerk zu verschwenden!) Er bestieg einen kleinen Hügel und dachte, daß er von dort aus das Lagerfeuer der Entflohenen sehen könne, falls sie eins angezündet hätten. Wie groß war aber seine Überraschung, als er dafür die hellerleuchteten Fenster des Schlosses erblickte.
Der Baron und der junge Herzog treiben Unfug, dachte er ärgerlich. Wenn erst die Entflohenen dingfest gemacht sind und die Affäre Zwiebelchen aus der Welt geschafft ist, wird man sich auch mit diesen unnützen Fressern befassen müssen.
Er blieb eine Zeitlang stehen, betrachtete das Schloß, und sein Ärger wurde mit jeder Minute größer.

Nichtsnutze! dachte er aufgebracht, Banditen! Sie werden diese beiden idiotischen alten Gräfinnen noch ganz auf den Hund bringen! Und mir bleiben dann nur noch die Knochen!
Ein Schloßfenster nach dem andern wurde wieder dunkel. Am Ende blieb nur eines erleuchtet.
„Der junge Herzog Mandarine kann nicht im Dunkeln schlafen", zischte Tomate, „er hat zuviel Angst. Aber was treibt er denn jetzt? So ein verrückter Kerl! Der macht sich einen Spaß daraus, das Licht immer wieder an- und auszuknipsen. Er wird noch den Schalter kaputt machen. Er wird noch einen Kurzschluß machen, und dann wird das ganze Schloß in Flammen aufgehen. Hör auf! Hör endlich damit auf!"
Und Tomate merkte gar nicht, daß er schrie. Von weitem sah es wirklich so aus, als machte der junge Herzog ein Spielchen mit der elektrischen Birne, zu Tomates größtem Ärger. Dem kam die Sache schließlich doch verdächtig vor.
Und wenn es Signale sind? dachte er unter dem Eindruck dieser beharrlichen Spielerei.
Schön. Aber welche Signale? Und warum? Und wer hat sie veranlaßt? Ich würde einen durchlöcherten Pfennig dafür geben, wenn ich wüßte, was das bedeuten sollte. Dreimal kurz ... dreimal lang ... wieder dreimal kurz ... Dunkel. Und jetzt von neuem. Dreimal kurz ... dreimal lang ... dreimal kurz ... Ich will jede Wette eingehen, daß er das Radio laufen läßt und das Licht im Takt dazu aus- und anknipst. Auf solche Art kann sich auch nur ein unnützer Fresser und Verräter vergnügen!
Er kehrte ins Lager zurück. Und da er unterwegs einem Würdenträger begegnete, der etwas Bildung zu

haben schien, fragte er ihn gleich, ob er die Signalsprache verstände.
„Natürlich“, erwiderte die Zitrone, „ich habe an der Universität von Camerino meinen Doktor in Signalsprache gemacht.“
„Und was heißt dieses Signal?“ Tomate beschrieb ihm das Signal, das aus dem Fenster des jungen Herzogs Mandarine blinkte.
„S ... O ... S ... Das heißt: Rettet unsere Seelen! Das heißt: Hilfe! Ja, ja.“
Hilfe? dachte Tomate verdutzt. Aber dann ist das ja gar keine Spielerei. Der junge Herzog will uns etwas melden! Er ist bestimmt in Gefahr, wenn er uns dieses Signal gibt!
Und ohne noch länger zu überlegen, ging er mit großen Schritten zum Schloß.
Als er vor dem Gartentor stand, pfiff er Bluthund. Er erwartete, daß dieser gleich aus dem eleganten Häuschen herausgeschossen käme. Statt dessen sah er ihn mit hängenden Ohren aus seiner alten Hundehütte kommen.
„Was gibt es hier?“ fragte er ihn.
„Ich befolge das Gesetz“, antwortete mürrisch der Hund. „Die rechtmäßigen Eigentümer haben mir unanzweifelbare Dokumente vorgelegt, und ich mußte wohl oder übel nachgeben.“
„Welche Eigentümer?“
„Ein gewisser Gurkenkürbis und ein gewisser Heidelbeere.“
„Und wo sind die jetzt?“
„Sie sind in ihrem Haus und schlafen. Ich hoffe es wenigstens. Wenn ich auch nicht verstehe, wie Herr Gurkenkürbis schlafen kann, wo er doch nur sitzend

in seinem Häuschen Platz hat.“
„Und wer ist im Schloß?“
„Oh, viele Leute, eine Menge Gäste. Alles kleine Leute: Flickschuster, Orchesterdirigenten, Zwiebeln und so fort.“
„Du meinst wohl Zwiebelchen?“
„Ja, ich denke, daß er so heißt. Es kommt mir auch so vor, als ob der junge Herzog Mandarine äußerst beleidigt sei. Er hat sich in seine Gemächer eingeschlossen und ist den ganzen Abend nicht wieder herausgekommen.“
Das heißt, daß er gefangen ist, überlegte Tomate, der von einer Überraschung in die andere fiel.
„Baron Apfelsine“, erzählte Bluthund weiter, „hat sich auch eingeschlossen, aber nicht in seinen Gemächern, sondern im Keller. Seit vielen Stunden hört man von dort ein Maschinengewehrfeuer an Korkenknallen, daß es eine wahre Freude ist.“
Verdammter Säufer, dachte Tomate.
„Ich finde auch keine Erklärung dafür“, meinte noch der Hund, „daß der junge Herr Graf Kirschlein mit jenen niedrigen Leuten gemeinsame Sache macht und seine Standespflichten vernachlässigt.“
Tomate lief eiligst wieder zurück, weckte den Fürsten und die Gräfinnen und überbrachte ihnen die furchtbare Nachricht. Die edlen Gräfinnen wären am liebsten sofort ins Schloß zurückgekehrt, doch der Fürst wandte ein: „Die Lustbarkeiten dieser Nacht haben die Schlagkraft meines Heeres tief untergraben. Wir verfügen nicht mehr über eine hinreichende Anzahl von Soldaten, um einen Nachtangriff zu machen. Warten wir bis zum Morgengrauen.“
Dafür berief er den in der Arithmetik beschlagenen

Herrn Petersilie und ließ ihn die nach dem Aderlaß des Feuerwerks noch verbliebene Heeresstärke errechnen. Herr Petersilie bewaffnete sich mit einem Stück Kreide und einer Schiefertafel, schritt von Zelt zu Zelt und machte je ein Kreuz für jeden gemeinen Soldaten und je ein Doppelkreuz für jeden Würdenträger oder General. Es ergab sich, daß noch siebzehn Zitrönchen verblieben waren und etwa vierzig Generäle. Hinzu kamen Tomate, Herr Petersilie, Fürst Zitrone, Die Gräfinnen, Rübchen, Schnüffel und die Pferde.

Tomate sah die Bedeutung der Pferde nicht ein, doch Herr Petersilie gab ihm zu bedenken, daß berittene Abteilungen bei Belagerungen von großem Nutzen wären. Es entbrannte eine heftige strategische Diskussion, nach deren Ende der völlig gewonnene Fürst Zitrone Herrn Petersilie das Kommando über eine berittene Abteilung anvertraute. Der Schlachtenplan wurde mit Hilfe Mister Rübchens entworfen, der bei dieser Gelegenheit zum ausländischen Militärattaché avancierte.

Als erstes regte er an, daß sich alle ihr Gesicht schwarz färben sollten, um die Belagerten in Schrekken zu versetzen. Der Fürst ließ eine Menge Flaschen öffnen und machte mit den angebrannten Korken und mit dem größten Vergnügen seinen Generälen höchst eigenhändig die Gesichter schwarz.

„Welche Ehre für uns“, sagten die Generäle und verbeugten sich. Und der Fürst benutzte gleich ihre Verbeugung, um ihnen auch die Hälse zu schwärzen.

Bei Sonnenaufgang war die Färbeaktion glücklich beendet. Der äußerst befriedigte Fürst bestand noch

darauf, auch Tomate und die Gräfinnen schwarz zu machen.
„Die Lage ist sehr ernst", gab er zu bedenken, „und außerdem haben wir noch nicht alle Korken verbraucht."
Die Gräfinnen ließen es sich tränenden Auges gefallen.
Punkt sieben begann der Angriff.

Zweiundzwanzigstes Kapitel
Der Baron zerquetscht zwanzig Generäle, ohne es zu wollen

Der erste Teil des Angriffsplanes bestand in folgendem: Der Hund Schnüffel bedient sich der natürlichen Freundschaft, die ihn mit Bluthund verbindet, um sich von dem das Parktor öffnen zu lassen. Hinter ihm stürmt dann die unter dem Kommando des Herrn Petersilie stehende berittene Abteilung hinein.
Dieser erste Teil ging allerdings völlig daneben, weil das Tor gar nicht zu war, sondern im Gegenteil sperrangelweit offenstand. Und Bluthund stellte sich vor den Eingang, nahm Haltung an und präsentierte das Gewehr, das heißt also seinen Schwanz.
Schnüffel kam ganz entsetzt wieder zurück und erstattete Meldung über sein Erlebnis.
„Da hat der Teufel seine Hand im Spiel", sagte Mister Rübchen und benutzte damit eine bei den ausländischen Militärattachés sehr beliebte Redensart.
„Da haben viele Teufel ihre Hand im Spiel", bekräftigte Schnüffel.

,,Wo haben sie die nur alle her?" fragte der Fürst.
,,Was?"
,,Diese ganzen Teufel."
,,Hoheit, hier handelt es sich nicht um Teufel. Wenn sie das Tor offengelassen haben, dann heißt das so viel, daß sie uns eine Falle stellen."
,,Dann dringen wir eben von hinten ein", entschied der Fürst.
Aber auch das hintere Tor stand offen. Die Strategen des Fürsten kamen ganz und gar aus ihrem Konzept. Und der Fürst hatte den Krieg schon fast satt.
,,Das dauert viel zu lange", beschwerte er sich bei Tomate, ,,dieser Krieg ist zu langweilig und zu schwierig. Wenn ich das früher gewußt hätte — ich würde ihn gar nicht erst angefangen haben!"
Schließlich entschloß er sich zu einer persönlichen Mutprobe. Er ließ seine vierzig Generäle antreten und kommandierte: ,,Achtung!"
Die vierzig Generäle rissen sich zusammen wie ein einziger Mann.
,,Vorwärts — maaarsch! Eins, zwo, eins, zwo ..."
Das Tor wurde durchschritten, und die heldenmütige Abteilung marschierte in Richtung auf das Schloß, das, wie ihr wißt, etwas erhöht auf einem Hügel lag. Der Anstieg war recht beschwerlich. Der Fürst geriet in Schweiß und machte kehrt, nachdem er vorher das Kommando einer Zitrone erster Klasse übertragen hatte.
,,Fahren Sie fort", sagte er, ,,ich treffe inzwischen die Vorbereitungen zum Generalangriff. Die erste Verteidigungslinie ist ja schon durch mein persönliches Eingreifen durchbrochen worden."

Die Zitrone erster Klasse salutierte und übernahm das Kommando.
Nach zehn Schritten befahl sie fünf Minuten Ruhepause. Und sie wollte eben den Befehl zum entscheidenden Angriff geben — das Schloß lag jetzt nur noch etwa hundert Meter entfernt —, da vernahm man ein furchtbares Getöse, und ein Geschoß von nie gesehenem Ausmaß begann die Böschung hinabzurollen, genau auf die vierzig Generäle zu. Die dachten gar nicht daran, auf einen Befehl der Zitrone erster Klasse zu warten, sondern machten augenblicklich kehrt und rannten eiligst zu Tal. Ihre Geschwindigkeit war allerdings bedeutend geringer als die der geheimnisvollen Lawine, die sie schon in wenigen Sekunden eingeholt hatte und deren zwanzig zerquetschte, als wären es reife Pflaumen. Dann raste sie weiter hügelab, passierte das Tor, warf die Kavallerie des Herrn Petersilie zurück, die gerade zum Angriff ansetzte, und brachte die Kalesche der Gräfinnen vom Kirschbaum zum Umstürzen.
Als die Lawine endlich stehenblieb, merkte man, daß es gar keine magnetische Mine und auch kein Dynamitfaß war, sondern der unglückselige Baron Apfelsine.
„Teuerster Vetter!“ rief Gräfin Prima voll Zärtlichkeit aus und lief, so verstaubt und zerzaust sie sich von ihrem Sturz erhoben hatte, auf ihn zu.
„Meine Dame, ich habe nicht die Ehre, Sie zu kennen. Ich bin niemals in Afrika gewesen.“
„Aber ich bin es ja, die Gräfin Prima!“
„Ach du meine Güte! Wie kommen Sie denn dazu, sich so zu maskieren?“
„Das geschah aus taktischen Erwägungen. Aber wie

kommen denn Sie dazu, auf solche Weise hier herunterzurollen?"

„Ich bin Ihnen zu Hilfe geeilt. Ich muß zugeben, es war etwas ungestüm. Aber ich hatte keine andere Wahl. Die ganze Nacht habe ich dazu gebraucht, um mich aus dem Keller zu befreien, in den mich die Banditen eingesperrt hatten. Stellen Sie sich vor: Mit meinen Zähnen habe ich die Tür durchgenagt!"

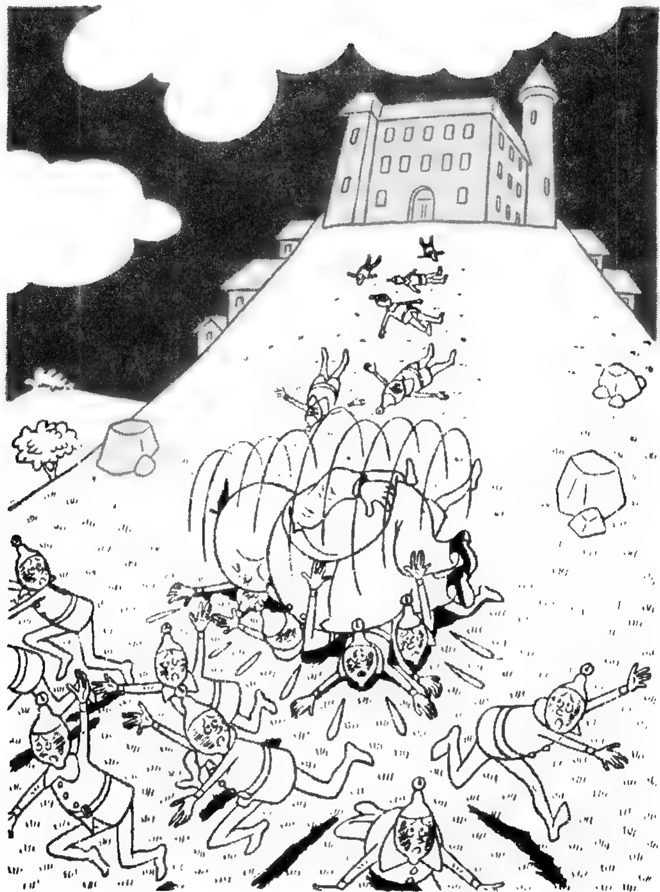
„Ein halbes Dutzend Fässer haben Sie durchgenagt", zischte Tomate bleich vor Wut.

„Als ich dann endlich im Freien war, habe ich mich einfach hinunterrollen lassen und dabei einen Negerstamm zerschmettert, der bestimmt von jenen Banditen bezahlt worden ist, um das Schloß zu besetzen."

Als ihm die Gräfin Prima erklärte, daß es sich hier um vierzig Generäle handelte, konnte sich der Baron gar nicht beruhigen, aber im Innern war er doch stolz auf seine eigene Stärke.

Fürst Zitrone, der eben in seinem Zelt ein Bad genommen hatte, dachte, daß die hohen Verluste seiner Streitkräfte durch einen feindlichen Ausfall verursacht worden seien, und er ärgerte sich fürchterlich, als man ihm berichtete, daß das Unheil ausgerechnet von einem Verbündeten guten Willens angerichtet worden war. „Ich habe mit niemandem ein Bündnis geschlossen. Meine Kriege führe ich selbst", sagte er mit Verachtung.

Und er ließ die noch verbliebenen Truppen antreten — es waren ihrer dreißig: Generäle, Soldaten und andere — und hielt folgende Ansprache: „Gott schütze mich vor meinen Freunden! Vor meinen Feinden schütze ich mich selbst!"



Die Fürsten geben nicht viel auf Freundschaft. So gelingt es ihnen immer, gefährliche Freunde zu haben. und dann trösten sie sich mit sinnlosen Sprichwörtern.
Nach einer Viertelstunde wurde ein zweiter Angriff vorgenommen. Zehn ausgesuchte Leute stürmten die Steigung hinauf, wobei sie wilde Schreie ausstießen, um wenigstens Kinder und Frauen unter den Belagerten in Schrecken zu versetzen. Ihnen wurde ein sehr freundlicher Empfang zuteil. Sogar ein zu freundlicher, möchte ich sagen. Zwiebelchen hatte nämlich Feuerwehrhydranten an die dickleibigen Fässer im Keller anschließen lassen. Und als die Angreifer auf Schußweite herangekommen waren, befahl er: „Wein!"
(Er hätte doch „Feuer" befehlen müssen, werden mir jetzt die üblichen Kritiker entgegenhalten. Aber die Hydranten sind ja dazu da, um das Feuer zu löschen, und nicht, um es anzuzünden.)
Die Angreifer wurden mit mächtigen würzig-roten Güssen empfangen. Der Wein drang ihnen in Mund und Nase, daß sie fast daran erstickten.
Sie machten ziemlich ungern kehrt und liefen wieder hinab, wobei sie in einem fort angespritzt wurden.
Unten kamen sie dann völlig betrunken an. Die Gräfinnen erbleichten.
Ihr könnt euch denken, daß der Fürst wetterte!
„Eine Schande ist das!" schrie er. „Verprügeln müßte man euch! Wie unanständig, Rotwein auf nüchternen Magen zu trinken! Schon wieder zehn Mann gefechtsunfähig!"
In der Tat warfen sich die zehn Krieger vor den Füßen Seiner Hoheit zu Boden und fingen in gröblich-

ster Weise zu schnarchen an.
Die Lage verschlimmerte sich von Minute zu Minute.
Tomate raufte sich die Haare und bestürmte Mister Rübchen. „So raten Sie doch etwas! Sind Sie ein ausländischer Militärattaché oder sind Sie keiner?“
Ihr könnt euch sicher sehr gut vorstellen, daß die Begeisterung im Schloß grenzenlos war.
Gut die Hälfte der Feinde war inzwischen erledigt. Vielleicht würde dort unten, zwischen den beiden roten Torpfeilern, die weiße Fahne gehißt werden.

Dreiundzwanzigstes Kapitel Zwiebelchen macht die Bekanntschaft einer Briefträger-Spinne

Nein, es ist zwecklos, daß ich euch etwas vormache: Zwischen den beiden Torpfeilern wurde nie die weiße Fahne gehißt. Dafür erschien eine ganze Division Zitrönchen frisch aus der Hauptstadt, und unsern Freunden blieb nur die Übergabe oder die Flucht.
Zwiebelchen versuchte die Flucht durch den Keller, doch der Gang, der in den Wald führte, war von den Truppen des Fürsten besetzt.
Wer hatte ihnen das Geheimnis des unterirdischen Ganges verraten?
Auch das kann ich euch nicht vorenthalten: Erbse war es gewesen. Als der Rechtsanwalt die kritische Lage erkannt hatte, war er zum Feind übergelaufen, denn er fürchtete, ein zweites Mal gehängt zu werden.
Tomate freute sich so unbändig über Zwiebelchens Gefangennahme, daß alle andern Gefangenen auf

freien Fuß gesetzt wurden und nach Hause gingen, während Kirschlein zur Strafe auf dem Dachboden eingeschlossen wurde.
Eine Kompanie Zitrönchen brachte Zwiebelchen ins Zuchthaus. Dort sperrte man ihn in einer unterirdischen Zelle ein.
Zweimal am Tage bekam er vom wachhabenden Zitronerich einen Napf mit wäßriger Brotsuppe. Zwiebelchen schluckte sie unbesehen hinunter, erstens, weil er Hunger hatte, und zweitens, weil sie im Kerker nie Licht machten. Den Rest des Tages lag Zwiebelchen auf seiner Pritsche und überlegte.
Wenn ich wenigstens meinen Papa sehen könnte, dachte er, wenn ich ihm wenigstens mitteilen könnte, daß ich auch hier bin!
Tag und Nacht ging eine Patrouille Zitrönchen mit festem Schritt vor der Zelle auf und ab.
„Besorgt euch wenigstens Gummiabsätze!" rief Zwiebelchen, der nicht schlafen konnte. Aber sie drehte sich noch nicht einmal um. Nach einer Woche holte man ihn ab.
„Wohin bringt ihr mich?" fragte Zwiebelchen und dachte, es ginge zur Hinrichtung. Statt dessen führten sie ihn auf den Hof zum Spaziergang. Zwiebelchen mußte zuerst seine Beine ausschimpfen, weil sie nicht mehr daran gewöhnt waren, ihn zu tragen, und dann mußte er auch noch seine Augen schelten, weil sie nicht mehr an die Helligkeit gewöhnt waren und sich nicht auftun wollten.
Der Hof war rund, und die Zuchthäusler in ihrer schwarzweißgestreiften Kleidung liefen im Gänsemarsch rundherum.
Sprechen war strengstens verboten. In der Mitte des

Kreises gab ein Zitrönchen mit einer Trommel den Schritt an: „Eins ... zwo ... eins ... zwo ..."

Zwiebelchen reihte sich ein und geriet hinter einen alten Gefangenen mit gebeugten Schultern und weißem Haar. Er hustete ab und zu, und dabei zogen sich seine Schultern schmerzlich zusammen. Armer Alter, dachte Zwiebelchen, wäre er nicht so alt, würde er meinem Vater ähnlich sehen.

Plötzlich bekam der Gefangene einen so starken Hustenanfall, daß er wankte und sich an die Mauer lehnen mußte, um nicht hinzufallen. Zwiebelchen lief auf ihn zu, um ihn zu stützen, und dabei sah er ein von tausend Runzeln überzogenes Gesicht. Auch der Gefangene sah ihn aus halberloschenen Augen an. Dann faßte er ihn an der Schulter und flüsterte: „Zwiebelchen, mein Sohn!"

„Papa, wie bist du alt geworden!"

Vater und Sohn umarmten sich weinend.

„Nicht weinen, Zwiebelchen", murmelte der Alte, „du mußt mutig sein."

„Ich weine nicht, Papa. Es tut mir nur so leid, daß ich dich alt und krank sehe. Und ich hatte dir doch versprochen, dich zu befreien!"

„Mach dir darum keine Sorgen. Auch wir werden noch glückliche Tage erleben!"

Aber in dem Augenblick ließ der trommelschlagende Zitronerich einen furchtbaren Schlag auf seine Trommel niedersausen.

„He! Ihr zwei! Seht ihr denn nicht, daß ihr mir die ganze Reihe durcheinanderbringt? Wollt ihr euch sofort wieder einreihen!"

Zwiebel riß sich von seinem Sohn los und nahm seinen Platz wieder ein. Sie machten noch zweimal

die Runde durch den Hof, und dann ging es im gleichen Gänsemarsch in den Gang zurück, der zu den Zellen führte.
„Ich gebe dir Nachricht“, flüsterte Zwiebel.
„Wie denn?“
„Du wirst schon sehen. Sei guten Muts, Zwiebelchen!“
„Auf Wiedersehen, Papa.“
Und der Alte verschwand in seine Zelle. Zwiebelchens Zelle lag zwei Stockwerke tiefer im Kellergeschoß. Jetzt, wo er seinen Papa wiedergesehen hatte, schien sie ihm nicht mehr so dunkel zu sein. Und genaugenommen, drang auch ein bißchen Licht durch das Guckloch, das auf den Flur hinausging. Allerdings nur ganz, ganz wenig, so daß man gerade noch die Bajonette der Zitrönchen vorbeihuschen sah.
Als sich Zwiebelchen am nächsten Tag die Zeit damit vertrieb, diese Bajonette zu zählen, hörte er sich plötzlich von einem eigenartigen Stimmchen beim Namen gerufen. Er wußte nicht, woher dies Stimmchen kam.
„Wer ruft mich?“ fragte er verwundert.
„Schau an die Wand!“
„Ich kann mir die Augen aussehen, aber ich sehe noch nicht einmal die Wand.“
„Schau mehr zum Guckloch hin.“
„Jetzt habe ich dich gesehen. Aber du bist ja eine Spinne. Was willst denn du hier unten? Die Fliegen lieben die Feuchtigkeit nicht sehr.“
„Ich bin Hinkespinne und besitze auch ein Nest im oberen Stockwerk. Wenn ich Hunger habe, sehe ich dort nach und finde immer etwas.“

Ein Zitronerich schlug heftig an die Tür.
„Ruhe da drin! Mit wem sprichst du eigentlich?"
„Ich sage nur die Gebete auf, die ich von meiner Mama gelernt habe", antwortete Zwiebelchen.
„Sag sie in Gedanken auf", befahl der Wächter, „wir kommen sonst aus dem Gleichschritt!"
Die Zitrönchen waren wirklich dumm. Kaum hörten sie ein anderes Geräusch, konnten sie keinen Schritt mehr halten.
Hinkespinne krabbelte weiter hinunter und flüsterte mit ihrem belegten Stimmchen: „Ich habe eine Botschaft für dich, von deinem Papa."
Wirklich ließ sie einen Zettel fallen, den Zwiebelchen begierig las und auf dem geschrieben stand: „Liebes Zwiebelchen! Ich kenne alle Deine Erlebnisse. Ärgere Dich nicht, wenn Dir nicht alles so geglückt ist, wie Du es gerne haben wolltest. An Deiner Stelle hätte ich ebenso gehandelt. Ein bißchen Gefängnis kann Dir schließlich nichts schaden: So kannst Du Deine Studien fortsetzen und hast auch Zeit, Deine Gedanken wieder in Ordnung zu bringen. Der Überbringer dieser Botschaft ist unsere Briefträgerin. Habe Vertrauen zu ihr und gib mir Nachricht durch sie. Ich umarme Dich herzlich, Dein Papa Zwiebel."
„Hast du ihn gelesen?" fragte die Spinne.
„Ja."
„Gut, dann steck den Zettel in den Mund, zerkaue und verschlucke ihn. Die Wächter dürfen ihn nicht finden."
„Schon gemacht", sagte Zwiebelchen und zerkaute den Zettel.
„Und nun: Auf Wiedersehen", meinte die Spinne.

„Wohin gehst du?“
„Ich trage die Post aus.“
Zwiebelchen sah, daß die Spinne eine prallgefüllte Briefträgertasche an ihrem Hals hängen hatte.
„Wem bringst du all diese Briefe?“
„Seit fünf Jahren gehe ich jetzt schon jeden Morgen von Zelle zu Zelle, sammle die Post und verteile sie dann. Die Wächter haben mich noch nie entdeckt und haben auch noch nie einen Zettel gefunden. So können sich die Gefangenen gegenseitig Nachricht geben.“
„Aber wie kommen sie denn zu dem Papier?“
„Sie schreiben ja nicht auf Papier, sondern auf ein Stückchen von ihrem Hemd.“
„Ach so, jetzt verstehe ich auch, warum der Zettel so komisch geschmeckt hat“, meinte Zwiebelchen.
„Die Tinte“, fuhr die Spinne fort, „rührt man mit Suppenwasser und ein wenig Ziegelstaub an, den man von den Wänden kratzt!“
„Ich verstehe“, erwiderte Zwiebelchen, „komm morgen früh bei mir vorbei. Ich habe dann Post für dich.“
„Selbstverständlich“, sprach die Spinne und machte sich wieder auf den Weg. Jetzt erst merkte Zwiebelchen, daß sie hinkte.
„Hast du dir weh getan?“
„Ach was, das ist der Rheumatismus. Das Leben in der Feuchtigkeit bekommt mir gar nicht. Ich bin schon alt und brauchte unbedingt eine Erholung auf dem Lande. Einer meiner Brüder wohnt in einem Maisfeld. Jeden Morgen hängt er sein Netz zwischen zwei Grashalmen auf und genießt den ganzen Tag die Sonne und die frische Luft. Er hat mir schon so oft

geschrieben und mich eingeladen, aber jetzt habe ich ja dieses Amt übernommen. Und ich denke, wenn einer einen Posten übernimmt, dann muß er ihn auch ganz und gar ausfüllen. Außerdem bin ich mit dem Fürsten Zitrone spinnefeind, weil einer seiner Diener meinen Vater erschlagen hat. An der Küchenwand hat er ihn zerquetscht, den armen Alten!
Der Fleck ist immer noch an der Wand. Ab und zu gehe ich hin, um ihn mir wieder anzusehen, und sage mir jedesmal: Ich hoffe, daß auch der Fürst eines Tages an einer Wand endet und daß noch nicht einmal ein Fleck von ihm übrigbleibt. Habe ich nicht recht?"
„Ich bin noch nie einer großmütigeren Spinne begegnet", gab Zwiebelchen höflich zur Antwort.
„Man tut, was man kann", meinte die Spinne bescheiden.
Sie hinkte zum Guckloch, krabbelte genau unter der Nase eines Zitronerichs vorüber, der wieder einmal hineinschaute, ob alles in Ordnung sei, und setzte ihren Botengang fort.

Vierundzwanzigstes Kapitel
Zwiebelchen verliert alle Hoffnung

Zwiebelchen riß sich einen Streifen von seinem Hemd ab und machte viele kleine Stücke daraus.
Das Briefpapier hätten wir also, dachte er befriedigt.
Und jetzt wollen wir warten, bis man uns die Tinte bringt.
Als ihm der wachhabende Zitronerich die Suppe

brachte, aß er kein bißchen davon. Dafür kratzte er mit dem Löffel etwas Ziegelstaub von den Wänden ab und rührte ihn unter die Brühe. Dann schrieb er mit dem Löffelstiel die Briefe, die er sich ausgedacht hatte.

„Lieber Papa", schrieb er in seinem ersten Brief, „erinnerst Du Dich daran, daß ich Dir einmal versprochen habe, Dich zu befreien? Nun, der Augenblick wird bald dasein. Ich habe mir einen Plan ausgedacht, der uns die Flucht ermöglichen wird. Ich umarme Dich. Dein Sohn Zwiebelchen."

Der zweite Brief war an die Maulwürfin gerichtet und lautete: „Liebste Maulwürfin! Glaub ja nicht, daß ich Dich vergessen hätte.

Hier im Gefängnis habe ich nichts zu tun und denke nur immer an meine alten Freunde.

Und bei all dem Denken habe ich mir auch gedacht, daß Du mir vielleicht behilflich sein könntest, hier herauszukommen und auch meinen Papa zu befreien. Es ist zwar kein ganz leichtes Unternehmen, das muß ich schon zugeben. Aber wenn es Dir gelingt, etwa hundert Maulwürfe zusammenzubringen und Dir von ihnen helfen zu lassen, dann ist es gar nicht unmöglich. Ich erwarte Deine baldige Antwort, das heißt, ich warte auf den Augenblick, wo ich Dich in meiner Zelle auftauchen sehe. Dein alter Freund Zwiebelchen. Nachschrift: Dieses Mal wirst Du keine Augenschmerzen bekommen. Das Zuchthaus ist dunkler als ein Tintenfaß."

Der dritte Brief war an Kirschlein gerichtet und lautete:

„Liebes Kirschlein! Ich bin zwar ohne Nachricht von Dir, doch ich bin davon überzeugt, daß Du trotz

unserer Niederlage den Mut nicht verloren hast. Ich verspreche Dir, daß ich mit dem Ritter Tomate schon fertig werde. Im Gefängnis habe ich an so vieles gedacht, wozu ich draußen einfach keine Zeit hatte. Du mußt mir helfen, hier herauszukommen. Überbringe der Maulwürfin meinen Brief. Du kennst ja die Stelle. Weitere Anweisungen folgen noch. Gruß an alle. Zwiebelchen."

Er versteckte die drei Briefe unter seinem Kopfkissen, schüttete die verbliebene Tinte in eine kleine Bodenvertiefung unter der Pritsche, gab den Napf dem Zitronerich zurück, als er die Abendkontrolle machte, und legte sich schlafen.

Am nächsten Morgen brachte ihm Hinkespinne noch einen Brief von seinem Vater. Der arme Zwiebel wartete sehr auf Nachricht von Zwiebelchen, legte ihm aber gleichzeitig ans Herz, sein Hemd nicht so schnell zu verbrauchen.

Zwiebelchen riß sich fast die Hälfte seines Hemdes ab, breitete sie auf dem Fußboden aus und tauchte den Finger in das Tintenfaß, also in die Bodenvertiefung unter der Pritsche, und begann zu schreiben.

„Was machst du denn?" fragte die Briefträgerin ungehalten. „Wenn du so große Bogen benützt, hast du in einer Woche kein Briefpapier mehr!"

„Sei unbesorgt", erwiderte Zwiebelchen. „In einer Woche bin ich gar nicht mehr hier!"

„Mein Sohn, du machst dir Illusionen."

„Kann sein. Aber statt mir Predigten zu halten: Möchtest du mir nicht ein bißchen behilflich sein?"

„Soviel du nur willst. Was hast du vor?"

„Auf dieses halbe Hemd einen Gefängnisplan zu

zeichnen. Da müssen natürlich die einzelnen Stockwerke, die Umfassungsmauer, der Gefängnishof und alles andere an der richtigen Stelle sein.“

„Ach, das ist gar nicht schwer. In kenne das Gefängnis Quadratzentimeter um Quadratzentimeter.“

Mit Hinkespinnes Hilfe entwarf Zwiebelchen im Handumdrehen den Gefängnisplan und zeichnete ein Kreuzchen mitten auf den Hof. „Warum hast du da ein Kreuzchen gemacht?“ fragte ihn die Spinne.

„Das erkläre ich dir ein anderes Mal“, antwortete Zwiebelchen ausweichend. „Jetzt gebe ich dir noch einen Brief für meinen Papa. Und diese beiden anderen Briefe und den Plan müßtest du einem Freund zustellen.“

„Außerhalb des Gefängnisses?“

„Ja, dem jungen Grafen Kirschlein.“

„Wohnt er weit weg?“

„Er wohnt im Schloß zum Kirschbaum.“

„Ich weiß, wo das liegt. Mein Vetter ist dort auf dem Dachboden angestellt. Er hat mir schon so oft ausrichten lassen, daß ich ihn besuchen soll, aber ich habe nie die Zeit dazu gefunden. Er sagt, daß man dort herrlich lebt. Aber wenn ich so weit fortgehe, wer versieht dann den Postdienst?“

„Mit deinem Hinkebein wirst du hin und zurück zwei Tage brauchen. Zwei Tage lang kann man auch mal auf die Post verzichten.“

„Ich würde mich ja nicht von meinem Dienst entfernen“, meinte Hinkespinne, „aber da es sich nicht um eine Vergnügungsreise handelt . . .“

„Alles andere“, entgegnete Zwiebelchen, „es handelt sich um eine sehr wichtige Reise, um eine äußerst

vertrauliche Mission. Denk daran, daß von dem Ausgang deiner Reise die Freiheit für alle Gefangenen abhängt."
„Für alle?"
„Für alle", versprach Zwiebelchen.
„In diesem Fall werde ich mich sofort nach der Postverteilung auf die Reise begeben."
„Ich weiß nicht, wie ich dir dafür danken soll."
„Ach, das ist nicht der Rede wert", meinte Hinkespinne, „wenn das Gefängnis leer wird, kann ich endlich aufs Land ziehen."
Sie steckte die drei Briefe in die Tasche, hängte sie sich um und erreichte hinkend das Guckloch.
„Auf Wiedersehen", flüsterte Zwiebelchen und steckte seine Nase durchs Gitter, um der Briefträgerin zuzusehen, wie sie bis zur Decke hochkletterte, um bequemer laufen zu können. „Und gute Reise!"
Von dem Augenblick, da Zwiebelchen sie im Dunkeln verschwinden sah, begann er die Stunden und die Minuten ihrer Abwesenheit zu zählen. Nach vierundzwanzig Stunden dachte er: Jetzt muß sie schon in Schloßnähe sein. Dort trifft sie bestimmt jemand, der ihr den Weg zeigt. Und wenn man dann merkt, daß sie die Base der berühmten Dachbodenspinne ist, wird man sie vielleicht auch noch begleiten.
Und er glaubte die alte, kleine Spinne förmlich zu sehen, wie sie hinkend zum Dachboden hochkletterte, sich Kirschleins Zimmer zeigen ließ, die Wand hinunterkrabbelte, an des Gräfleins Bett ging, ihn flüsternd weckte und ihm die Briefe überreichte.
Schließlich fand Zwiebelchen keine Ruhe mehr. Jetzt mußte die Spinne von einer Stunde zur andern wieder zurückkommen. Aber ein Tag verging und noch ein

zweiter, und die Spinne ließ sich nicht sehen. Es verging auch der dritte Tag. Die Gefangenen wurden über das Ausbleiben der Post unruhig. Die Spinne hatte niemandem das Geheimnis ihrer Mission anvertraut. Sie hatte nur gesagt, daß sie einige Tage Urlaub nehmen würde, und manch einer der Zuchthäusler dachte in seinem Innern, daß die Spinne sie nunmehr im Stich gelassen hätte, um aufs Land zu ziehen, von dem sie schon dauernd träumte. Zwiebelchen wußte nicht, was er denken sollte.
Am vierten Tag war wieder Spaziergang, aber Zwiebelchen sah seinen Papa nicht, und niemand konnte ihm etwas über ihn sagen. Er kehrte recht niedergeschlagen in seine Zelle zurück. Jetzt hatte er fast alle Hoffnung verloren.

Fünfundzwanzigstes Kapitel
Hinkespinnes und Siebeneinhalbs Abenteuer

Was war nur mit der Briefträgerspinne geschehen?
Ich will euch in wenigen Worten ihre Geschichte erzählen.
Kaum hatte sie das Gefängnis verlassen, schlug sie die Hauptstraße ein und lief immer dicht am Gehweg, um nicht von den Wagen überfahren zu werden. Ein Fahrrad streifte sie und hätte sie ums Haar erbärmlich zerquetscht. Sie konnte gerade noch ausweichen.
Du liebe Güte, dachte sie erschrocken, da wäre ja beinahe meine Reise schon vor ihrem Antritt zu Ende gewesen.
Zum Glück fand sie ein Abflußloch und ließ sich in

die Kanalisation hinunter. Sie war noch gar nicht ganz unten, da hörte sie ihren Namen rufen.
Das war ein alter Bekannter und weitläufiger Verwandter väterlicherseits, der auch einmal in der Schloßküche gewohnt hatte. Er hieß Siebeneinhalb, weil er nur noch siebeneinhalb Beine hatte, die andere Beinhälfte hatte er bei einem Unfall verloren, das heißt bei einem schlecht gezielten Besenstreich.
Hinkespinne begrüßte ihn sehr freundlich, und Siebeneinhalb wich nicht von ihrer Seite und sprach von der guten alten Zeit.
Ab und an blieb er stehen, um ihr zu beschreiben, wie das damals mit dem Besenstiel gegangen war, doch Hinkespinne ließ sich in ihrer Wanderung nicht aufhalten und ließ sich auch durch die Verlockung auf einen schönen Plausch nicht dazu bewegen.
„Aber wohin läufst du denn so eilig", erkundigte sich schließlich Siebeneinhalb.
„Meinen Vetter besuchen", antwortete Hinkespinne ausweichend, denn sie wollte ihm nicht die ganze Geschichte von Zwiebelchen, dem jungen Grafen und der Maulwürfin erzählen.
„Den, der im Schloß zum Kirschbaum wohnt? Der hat mich ja gerade für eine Woche in seinen Bodenspeicher eingeladen. Ich würde dich ganz gern begleiten. Ich habe im Augenblick nichts Dringendes zu erledigen."
Hinkespinne wußte nicht recht, ob sie sich über diese Begleitung freuen sollte oder nicht. Aber dann dachte sie, daß die Zeit schneller vergeht, wenn man zu zweit ist, und daß man sich im Notfall auch gegenseitig beistehen konnte.
„Recht gern", erwiderte sie, „wenn du damit ein-

verstanden bist, ein wenig schneller zu gehen. Ich muß dort etwas erledigen und möchte nicht zu spät kommen."

„Machst du immer noch die Gefängnisbriefträgerin?" fragte Siebeneinhalb.

„Ach, ich habe mein Amt jetzt niedergelegt", antwortete Hinkespinne. Sie war zwar mit Siebeneinhalb befreundet, aber bestimmte Dinge darf man auch Freunden nicht erzählen.

Während dieser Unterhaltung kamen sie endlich aus der Stadt heraus und konnten so die Kanalisation verlassen. Hinkespinne tat das mit einem großen Seufzer der Erleichterung, denn da unten roch es so schlecht, daß ihr beinahe übel geworden wäre. Bald standen sie mitten im Grünen. Es war ein herrlicher Tag, und der Wind strich sanft über das duftende Gras. Siebeneinhalb sperrte seinen Mund auf und wollte den ganzen Wind mit einemmal einatmen.

„Wie herrlich", rief er aus, „seit Jahren habe ich meine Nase nicht mehr aus der Kanalisation herausgesteckt. Aber jetzt glaube ich doch, daß ich nie mehr dorthin zurückkehren und mich endgültig auf dem Lande niederlassen werde."

„Das Land ist schon recht bevölkert", meinte Hinkespinne und deutete auf einen langen Zug Ameisen, der emsig damit beschäftigt war, eine Raupe in seinen Ameisenhaufen zu zerren.

„Die Herrschaften geben wohl nicht viel auf Gesellschaft", spöttelte eine Grille, die vor ihrem Loch stand.

Siebeneinhalb mußte unbedingt stehenbleiben und der Grille seine Ansichten über das Landleben auseinandersetzen. Die Grille machte Einwände. Siebenein-

halb erwiderte; die Grille erging sich in Ausrufen, Siebeneinhalb schrie. Ihr Tratsch nahm gar kein Ende mehr, und die Zeit verging.
Inzwischen hatten sich schon Zuhörer eingestellt: Grillen, Schildläuse und sogar ein paar vorwitzige Mücken. Ein Spatz, der Polizeidienst versah, bemerkte die Ansammlung, flog herbei, um sie zu zerstreuen, und eräugte gleich Siebeneinhalb.
„Das ist ein Leckerbissen für meine Jungen", zwitscherte er vor sich hin.
Eine Mücke gab Alarm. „Achtung, Polizei!"
Im Nu waren alle verschwunden, als hätte sie der Erdboden verschlungen. Hinkespinne und Siebeneinhalb flüchteten in das Grillenloch. Die Grille schloß hastig die Tür und hielt Wache.
Siebeneinhalb zitterte wie Espenlaub, und Hinkespinne bereute schon, daß sie sich einen solchen Schwätzer aufgehalst hatte, der sie nur kostbare Zeit vergeuden ließ und das Augenmerk der Polizei auf sich zog. Jetzt bin ich schon einmal aufgefallen, dachte die alte Briefträgerin, und der Spatz hat bestimmt meine Anwesenheit in seiner Liste vermerkt. Und wenn man erst in der Liste steht, kann man sich auf alles gefaßt machen!
So wandte sie sich an Siebeneinhalb und schlug ihm vor: „Gevatter, du siehst, daß die Reise gefährlich ist. Wollen wir uns jetzt nicht lieber trennen?"
„Ich muß mich schon sehr über dich wundern", rief Siebeneinhalb aus, „zuerst überredest du mich, dir über Land und Wasser zu folgen, und dann läßt du mich im Schlamassel sitzen. Eine schöne Freundschaft, muß ich sagen!"
„Du warst es ja, der mich unbedingt begleiten wollte.

Aber darum geht es gar nicht. Ich habe im Schloß etwas zu erledigen und denke nicht daran, den ganzen Tag in diesem Loche zuzubringen, wenn ich auch der Grille für ihre Gastfreundschaft sehr dankbar bin."

„Und ich komme mit", erklärte Siebeneinhalb, „ich habe deinem Vetter versprochen, ihn zu besuchen, und mein Versprechen halte ich!"

„Dann gehen wir also", meinte Hinkespinne.

„Warte nur eine Minute. Ich will nachschauen, ob die Polizei immer noch da ist", mischte sich die Grille ein und öffnete vorsichtig die Tür. Der Spatz war immer noch da. Er flog ganz tief und kontrollierte das Gras, Hälmchen um Hälmchen.

Siebeneinhalb seufzte lange und bekümmert. Er erklärte, daß er unter diesen Umständen keinen einzigen Schritt tun und auch Hinkespinne am Fortgehen hindern würde.

„Ich werde dir nicht erlauben, dein Leben aufs Spiel zu setzen", erklärte er ihr, „ich habe deinen Vater gekannt und fühle mich ihm gegenüber für dich verantwortlich."

Es blieb nichts anderes übrig, als zu warten. Und da der Spatz keinen Augenblick seine Beobachtung unterbrach, verstrich der ganze Tag in vergeblichem Warten. Erst bei Sonnenuntergang zog sich die Polizei in ihre Kasernen zurück, das heißt auf die Zypressen neben dem Friedhof. Und unsere beiden Wanderer konnten sich wieder auf die Socken machen.

Hinkespinne war sehr verärgert, daß sie einen ganzen Tag verloren hatte.

Nachts konnten sie ein schönes Stück Wegs hinter sich bringen, aber schließlich erklärte Siebeneinhalb,

er sei nun müde und müsse sich ausruhen.
„Das können wir nicht", widersprach Hinkespinne, „das können wir auf gar keinen Fall. Ich werde jedenfalls weitergehen."
„Du willst mich also auf halbem Wege sitzenlassen, und noch dazu nachts? So gehst du mit den alten Freunden deines Vaters um? Ach, wäre nur der arme Alte hier und könnte dich ausschimpfen, wie du es verdienst!"
Und er redete so lange und gab keine Ruhe, bis Hinkespinne wohl oder übel nachgeben mußte. Sie suchten sich ein Plätzchen unter der Dachrinne einer Kirche und machten es sich bequem.
Ich brauchte gar nicht erst zu sagen, daß Hinkespinne kein Auge zumachen konnte und daß sie die ganze Zeit ärgerlich auf ihren alten Reisebegleiter blickte, der seelenruhig schnarchte.
Wäre er nicht gewesen, hätte ich schon längst mein Ziel erreicht und wäre vielleicht auch schon auf dem Rückweg, dachte sie.
Kaum hellte sich der Himmel im Osten wieder auf, da weckte sie ihn ohne viel Umstände.
„Los!" befahl sie.
Doch sie mußte noch warten, bis Siebeneinhalb sich einer peinlichen Reinigung unterzogen hatte. Der alte Schwätzer putzte sich gewissenhaft seine siebeneinhalb Füße und erklärte sich erst nach dieser Handlung zum Aufbruch bereit.
Der Morgen verlief ohne weitere Zwischenfälle. Gegen Mittag mußten sie sich vor einem drohend herankommenden Spatzen verstecken und krochen in eine Art Tunnel. Nachdem sie sich vergewissert hatten, daß die Gefahr vorüber war, krochen sie

heraus und standen nun auf einer großen graslosen Fläche, auf der nach allen Richtungen unkenntliche Spuren verliefen.
„Das ist ja eine eigenartige Stelle", bemerkte Siebeneinhalb, „man würde fast sagen, daß hier ein ganzes Heer durchgezogen ist."
An der einen Seite der großen Fläche erhob sich ein niedriges Gebäude, aus dem verdächtige Stimmen drangen.
„Ich bin zwar nicht neugierig", erklärte Siebeneinhalb, „aber ich würde noch ein Stückchen meines achten Beines opfern, wenn ich dadurch erfahren könnte, wo wir sind und wer dort wohnt."
Hinkespinne ging mit großen Schritten weiter, ohne sich umzublicken. Sie war furchtbar müde, vielleicht weil sie die ganze Nacht kein Auge zugemacht hatte. Und dann hatte sie auch noch Kopfweh, das war der Anfang von einem Sonnenstich. Sie ahnte so etwas, als ob sie nie das Schloß erreichen würde — als ob das Schloß, statt näher zu kommen, immer weiter fortrückte. Und wer konnte schließlich auch wissen, ob sie nicht in eine falsche Richtung gegangen waren: Jetzt hätten sie doch mindestens schon den höchsten Schloßturm sehen müssen! Es stimmt ja auch, daß sie beide alt waren und keine Brillen hatten — weil man noch nie eine Spinne mit Brille gesehen hat —, und so konnte es jetzt gut möglich sein, daß sie bereits am Schloß vorbeigelaufen waren, ohne es zu merken.
Hinkespinne war ganz in diesen Gedanken vertieft, als eine kleine grüne Raupe in höchster Eile an ihnen vorüberlief und schrie: „Rette sich, wer kann! Die Hühner kommen!"

„Jetzt sind wir verloren!" rief Siebeneinhalb zu Tode erschrocken aus, denn er hatte schon von diesen furchtbaren Feinden gehört. Und er lief, was seine siebeneinhalb Beine hergaben, und hoppelte auch noch auf dem Stummel seines achten Beins.
Hinkespinne war nicht so flink, teils, weil sie zerstreut war, und teils, weil sie noch nie etwas von Hühnern gehört hatte. Und als dann so ein Riesenvieh über ihr war, besaß sie gerade noch die Geistesgegenwart, sich die Tasche vom Hals zu reißen, sie dem alten Freund zuzuwerfen und zu rufen: „Bring die Botschaft . . ."
Aber sie hatte keine Zeit mehr zu sagen, wohin er sie bringen sollte. Das Huhn hatte nur ein einziges Mal geschluckt. Arme Hinkespinne, jetzt kann sie keine Post mehr von Zelle zu Zelle bringen und kann sich auch nicht mehr mit den Gefangenen unterhalten. Niemand wird sie mehr die düsteren, feuchten Gefängnismauern hochklettern sehen.
Ihr Ende war Siebeneinhalbs Rettung, der das Drahtnetz des Hühnerstalls — denn das war die große freie Stelle — erreichen und sich in Sicherheit bringen konnte, bevor sich das Huhn ihm zuwandte. Dann fiel er vor Anstrengung und Schreck in Ohnmacht.
Als er wieder zu sich kam, konnte er sich nicht mehr entsinnen, wo er war. Die Sonne ging schon langsam unter, demnach hatte er viele Stunden ohnmächtig dagelegen. In einer Entfernung von wenigen Schritten sah er die drohende Gestalt des Huhns, das ihn die ganze Zeit nicht aus den Augen gelassen und sich am Drahtnetz die Federn aus dem Hals gerupft hatte.
Der Anblick jenes fürchterlichen Schnabels brachte ihm mit einem Male Hinkespinnes trauriges Ende in

Erinnerung. Siebeneinhalb vergoß eine Träne des Angedenkens. Dann wollte er aufstehen und merkte, daß sein halbes Bein unter irgendeinem Gewicht festgeklemmt war. Er entdeckte die Tasche, die ihm Hinkespinne vor ihrem Tode zugeworfen hatte und die er vorher in der Eile gar nicht beachtet hatte. Die letzten Worte der tapferen Briefträgerin kamen ihm wieder in den Sinn: „Bring die Botschaft ..."

Wem denn? fragte sich Siebeneinhalb. Und welche Botschaft? Wäre es nicht besser, ich würde die Tasche in den ersten besten Graben werfen und in meine Kanalisation zurückkehren? Dort gibt es keine Spatzen und keine Hühner. Es riecht zwar nicht gut, aber dafür droht auch keine Gefahr. Ich werde einmal nachsehen, was in der Tasche ist, aber nur aus Neugierde.

Er begann die Briefe zu lesen. Und beim Lesen stiegen ihm die Tränen in die Augen, und er mußte sie sich abwischen, um überhaupt weiterlesen zu können.

Und sie hat mir nichts davon gesagt! Und ich habe sie mit meinem Geschwätz so viele Zeit verlieren lassen, wo sie doch eine so wichtige Mission zu erfüllen hatte! Nein, nein, es ist ganz klar: Hinkespinne ist durch meine Schuld gestorben, und jetzt ist es meine Pflicht, ihre letzten Briefe zuzustellen. Und wenn ich auch sterben sollte, dann habe ich wenigstens etwas für das ehrende Angedenken eines treuen Freundes getan. Ich habe ihren Vater in der Küche des Statthalterpalastes gekannt: ein anständiger Kerl! Ich habe an seinem Fleck geweint, auf halbem Wege zwischen Fußboden und Decke!

Er machte sich also auf den Weg, dachte überhaupt

nicht mehr ans Schlafen und erreichte das Schloß gegen Morgengrauen. Er fand mit Leichtigkeit den Weg zum Dachboden und wurde dort mit großer Freude vom Spinnenvetter empfangen, dem er all seine Erlebnisse erzählte. Gemeinsam überbrachten sie Kirschlein die Briefe, der sich immer noch auf dem Boden aufhielt. Dann machte der Spinnenvetter Siebeneinhalb den Vorschlag, den ganzen Sommer im Schloß zu bleiben. Und der alte Schwätzer nahm freudestrahlend an: Der Rückweg machte ihm doch zuviel Angst.

Sechsundzwanzigstes Kapitel
Wo man von einem Zitronerich spricht, der nicht rechnen kann

Als der Zitronerich, der Zwiebelchen die wäßrige Brotsuppe brachte, eines Morgens den Napf auf den Boden gestellt hatte, sah er Zwiebelchen einen Augenblick an und sagte dann mit ernster Stimme: „Deinem Vater geht es nicht gut. Er ist sehr krank."

Zwiebelchen hätte gern mehr gewußt und fragte auch. Aber der Zitronerich erwiderte nur, daß Zwiebel seine Zelle nicht verlassen könne. Und fügte noch hinzu: „Sage ja niemandem etwas davon, daß du das von mir hast. Dann würde ich meine Stellung verlieren, und ich habe doch Familie."

Zwiebelchen sagte auch nichts. Offenbar machte die Uniform allein noch keinen Zitronerich, und der Alte mit dem bärbeißigen Gesicht war schließlich ein Familienvater, der nichts anderes gefunden hatte, um

seine Kinder zu ernähren.
An dem Tag war auch wieder Spaziergang. Die Sträflinge gingen in den Hof und liefen im Kreise herum. Und ein Zitronerich schlug mit seiner Trommel den Takt dazu:
„Eins ... zwo ... eins ... zwo ...“
Eins ..., ging es Zwiebelchen durch den Sinn, die Briefträgerspinne ist verschwunden und hat nie wieder etwas von sich hören lassen. Zehn Tage sind nach ihrem Aufbruch vergangen, und es ist jetzt ganz sicher, daß sie nicht mehr zurückkommen wird. Die Botschaft hat sie nicht zugestellt, sonst wäre die Maulwürfin schon längst da. Eins ... zwo ... Papa ist krank, und bei ihm ist an eine Flucht gar nicht zu denken. Wie sollte man ihn auch fortschaffen? Wie ihn pflegen? Wer weiß, wie lange wir uns versteckt halten müßten, und das ohne Arzt und ohne Medikamente. Mein liebes Zwiebelchen, gib jede Hoffnung auf, und mach dich darauf gefaßt, dein ganzes Leben im Zuchthaus zu verbringen! Und wenn du gestorben bist, kommst du auch noch nicht heraus, dachte er zum Schluß und sah auf den Gefängnisfriedhof, den man durch ein Fensterchen in der Hofmauer erkennen konnte.
An jenem Tag schien der Spaziergang noch trauriger als sonst zu sein. Die Zuchthäusler in ihrer schwarzweißgestreiften Kleidung ließen die Schultern hängen, und kein einziger machte auch nur den Versuch, seinem Nachbarn etwas zuzuflüstern, wie das sonst üblich war. Sie träumten ja alle von der Freiheit, aber an jenem Tag schien die Freiheit so weit weg zu sein — noch weiter als die Sonne, wenn sie sich an einem Regentag hinter den Wolken versteckt. Und wie zur

Bekräftigung der allgemeinen Traurigkeit begann es wirklich zu regnen, und die Häftlinge zogen ihre Schultern hoch und gingen immer weiter, denn der Spaziergang mußte bei jeder Witterung stattfinden.
Plötzlich hörte sich Zwiebelchen beim Namen rufen. „Zwiebelchen", piepste ihm eine wohlbekannte näselnde Stimme zu, „geh etwas langsamer bei der nächsten Runde!"
Die Maulwürfin, dachte Zwiebelchen, und das Blut stieg ihm vor Freude in den Kopf. Sie ist da! Sie ist da! Aber gleich mußte er wieder an seinen Papa denken, der in der Zelle eingesperrt war.
Er war so ungeduldig, wieder an die Stelle zu kommen, wo er die Stimme der Maulwürfin gehört hatte, daß er seinem Vordermann auf die Füße trat. Der drehte sich um und wurde grob. „Paß auf, wo du deine Füße hinsetzt!"
„Reg dich nicht auf", flüsterte Zwiebelchen zurück, „sag lieber den andern weiter, daß wir in einer Viertelstunde alle aus dem Gefängnis sind."
„Du bist wohl übergeschnappt", kam es prompt zurück.
„Tu, was ich dir sage. Und haltet euch bereit. Die Flucht wird während des Spaziergangs durchgeführt."
Der Sträfling dachte sich, daß er ja nichts dabei verlor, wenn er das weitersagte.
Und noch während der gleichen Runde marschierten alle Sträflinge auf einmal mutiger und entschlossener. Ihre Schultern hatten sich wieder gestreckt, daß es sogar dem trommelschlagenden Zitronerich auffiel und er sich verpflichtet fühlte, den Gefangenen ein Lob auszusprechen.

„So ist es recht“, rief er, „Brust raus und Bauch rein, die Schultern nach hinten ... Eins ... zwo ... eins ... zwo ...“
Das sah schon nicht mehr nach Spaziergang einer Gefangenengruppe aus, sondern wie das Marschieren einer Kompanie Soldaten.
Als Zwiebelchen wieder an die Stelle kam, wo er die Stimme der Maulwürfin gehört hatte, verhielt er ein wenig seinen Schritt.
„Der Tunnel ist fertiggestellt. Ein Schritt links von dir ist der Eingang. Du brauchst nur zu springen, und die Erde wird unter deinen Füßen nachgeben, weil wir nur eine hauchdünne Decke gelassen haben.“
„Bei der nächsten Runde fangen wir an“, erwiderte Zwiebelchen.
Die Maulwürfin sagte noch etwas, aber Zwiebelchen war schon weitergegangen.
Er stieß seinen Vordermann wieder mit dem Fuß an und flüsterte: „Wenn ich dir bei der nächsten Runde wieder auf die Füße trete, dann spring einen Schritt nach links und tritt fest auf den Boden.“
Der Häftling wollte noch mehr wissen, doch in diesem Augenblick sah der trommelschlagende Zitronerich gerade in ihre Richtung.
Es mußte etwas unternommen werden, um seine Aufmerksamkeit abzulenken. Die Parole wurde durchgegeben, und plötzlich rief ein Häftling: „Au!“
„Was ist denn los?“ schrie der Zitronerich und drehte sich mit einem Ruck um.
„Man ist mir auf die Hühneraugen getreten!“ antwortete ein Sträfling.
Während der Zitronerich jene Seite der Reihe dro-



hend musterte, näherten sich auf der anderen Seite die ersten dem Tunneleingang.
Zwiebelchen trat seinem Vordermann auf die Füße, der sprang nach links, stampfte kräftig auf und verschwand unter der Erde. Zurück blieb ein Loch, das zum Durchschlüpfen gerade groß genug war, und Zwiebelchen ließ folgendes durchsagen: „Bei jeder Runde flieht ein Gefangener, und zwar der, dem ich auf die Füße treten werde."
So geschah es. Bei jeder Runde sprang ein Häftling nach links ins Loch und verschwand. Und damit der Zitronerich nichts merken sollte, schrie zur gleichen Zeit immer ein anderer auf der entgegengesetzten Seite ganz laut: „Au! Au!"
„Was ist denn los?" wetterte der Zitronerich.
„Man ist mir auf die Hühneraugen getreten!" kam kläglich die Antwort.
„Heute morgen tut ihr euch dauernd treten. Paßt besser auf!"
Nach fünf oder sechs Runden sah der Zitronerich ziemlich besorgt auf die Reihe, die um ihn herumlief. Sonderbar, dachte er sich, ich möchte wetten, daß die Reihe kleiner geworden ist!
Aber dann hielt er das Ganze doch nur für eine dumme Einbildung. Trotzdem, meinte er, trotzdem glaube ich, daß es weniger geworden sind!
Um sich selbst zu beweisen, daß er sich täuschte, begann er die Gefangenen zu zählen. Aber da sie im Kreis liefen, wußte er nicht mehr, bei wem er angefangen hatte, und zählte sie doppelt.
So ging die Rechnung nicht auf, denn es waren plötzlich mehr Gefangene geworden.
Wieso sind es jetzt mehr? Sie können sich doch nicht

vermehrt haben! Rechnen ist wirklich eine dumme Sache!
Wie ihr schon gemerkt habt, war der Zitronerich auf diesem Gebiet nicht gerade beschlagen. Er fing noch einmal von vorn zu zählen an, und bei jedem Zählen wurden es mehr Gefangene. Schließlich nahm er sich vor, sie überhaupt nicht mehr zu zählen, um nicht durcheinanderzukommen. Dafür sah er sich die ganze Reihe an und rieb sich die Augen. Was war denn das? Es waren nur noch halb soviel Gefangene!
Er erhob seine Augen zum Himmel und bemühte sich krampfhaft festzustellen, ob nicht ein Gefangener auf den Wolken schwebte. Im gleichen Augenblick sprang wieder ein Sträfling in den Tunnel und verschwand.
Jetzt waren es nur noch achtundzwanzig.
Zwiebelchen mußte die ganze Zeit immer wieder an seinen Vater denken. Jedesmal, wenn vor ihm ein Sträfling nach links in den Tunnel sprang, krampfte sich sein Herz zusammen. Ach, wäre das nur mein Papa!
Doch Papa Zwiebel saß in seiner Zelle fest, und an seine Befreiung war gar nicht zu denken. Zwiebelchen faßte den Entschluß, alle Sträflinge fliehen zu lassen und dann mit seinem Vater dazubleiben. Er verzichtete auf die Freiheit, wenn sie nicht auch der alte Zwiebel erhielt.
Und jetzt waren nur noch fünfzehn Sträflinge verblieben, zehn, neun, acht, sieben.
Der fassungslose Zitronerich schlug mechanisch seine Trommel weiter.
Das kann nicht mit rechten Dingen zugehen, überlegte er verwirrt, bei jeder Runde verschwindet einer. Was

soll ich machen? In sieben Minuten ist der Spaziergang zu Ende. Vorschrift ist Vorschrift. Und wenn sie alle verschwunden sind? Jetzt sind nur noch sechs da. Aber was sage ich: nur noch fünf!
Zwiebelchen wollte schier das Herz zerspringen. Er rief nach der Maulwürfin, erhielt aber keine Antwort. Er wollte ihr „auf Wiedersehen" sagen und ihr erklären, warum er nicht mit den andern fliehen konnte.
Jetzt hatte sich aber der Zitronerich endlich zu dem Entschluß durchgerungen, dem Zauber ein Ende zu machen, der ihm alle Gefangenen vor der Nase verschwinden ließ, und schrie: „Halt!"
Vier Sträflinge und Zwiebelchen waren noch da.
Sie nahmen Haltung an und sahen sich gegenseitig an.
„Schnell, fort", rief Zwiebelchen, „bevor der Zitronerich Alarm geben kann!"
Die Gefangenen ließen sich das nicht zweimal sagen. Sie sprangen einer nach dem andern in den Tunnel. Zwiebelchen sah ihnen traurig zu, doch plötzlich fühlte er sich an den Beinen gepackt. Seine Gefährten hatten seine Absicht erraten und zogen ihn einfach mit in den Tunnel herunter.
„Mach keinen Unsinn", riefen sie ihm zu, „wenn du aus dem Gefängnis heraus bist, kannst du deinem Vater helfen. Komm mit, schnell!"
„Wartet auf mich, so wartet doch auf mich", bettelte der Zitronerich, der endlich gemerkt hatte, was los war, „ich komme auch. Laßt mich nicht sitzen! Der Fürst bringt mich sonst an den Galgen. Bitte, nehmt mich mit!"
„Warten wir auf ihn", ordnete Zwiebelchen an,

„schließlich verdanken wir es auch ihm ein bißchen, daß wir fliehen konnten."
„Aber schnell jetzt", sagte neben ihm jemand mit näselnder Stimme, „hier ist es ja entsetzlich hell, und ich habe keine Lust, mir einen Sonnenstich zu holen!"
„Alte Maulwürfin", rief Zwiebelchen aus, „wir können gar nicht fliehen. Mein Papa ist krank und in seiner Zelle eingeschlossen."
Die Maulwürfin kratzte sich am Kopf.
„Ich habe gesehen, wo seine Zelle liegt", meinte sie dann, „denn ich habe den Plan sehr gut studiert, den du mitgeschickt hast. Ob wir es noch schaffen können? Das hättest du mir vorher sagen sollen."
Dann rief sie einmal laut. Und im Nu erschienen etwa hundert Maulwürfe vor Zwiebelchen.
„Wir haben noch einen kleinen Tunnel zu graben", sagte die alte Maulwürfin.
„Das machen wir in einer Viertelstunde."
Die Maulwürfe überlegten auch nicht erst lange, sondern stürzten sich sofort in die angegebene Richtung. In wenigen Minuten war Zwiebels Zelle erreicht. Zwiebelchen sprang als erster hinein. Sein Papa war noch da. Er lag auf seiner Pritsche und phantasierte im Fieber.
Sie brachten ihn gerade noch in den Tunnel. Die Wachmannschaften, die sich das Verschwinden der Gefangenen nicht erklären konnten, drangen jetzt auf der Suche nach ihnen in sämtliche Zellen ein.
Als sie dann merkten, daß die Gefangenen entflohen waren, stellten sie sich die furchtbaren Strafen vor, die sie vom Fürsten bekommen würden, warfen in gegenseitigem Einverständnis ihre Waffen weg und

verschwanden ebenfalls im Tunnel, den die Maulwürfe gegraben hatten.
Sowie sie auf den Feldern angekommen waren, gingen sie in die Bauernhäuser, zogen ihre Uniformen aus und legten Arbeitskleider an.
Sie warfen auch die Glöckchen fort, die sie an der Mütze getragen hatten. Heben wir sie auf, und geben wir sie den Kindern zum Spielen.
Was sagt ihr da? Zwiebelchen?
Ach so, die Maulwürfin und Zwiebelchen hatten nämlich geglaubt, daß sie von den Wächtern verfolgt würden. Sie ließen sich also einen neuen Tunnel graben und verließen den alten, der auf die Felder führte. Deshalb haben sie auch die Wächter nicht eingeholt.
Aber wo stecken sie denn jetzt?
Nur Geduld, ihr werdet es schon noch erfahren.

Siebenundzwanzigstes Kapitel
Fürst Zitrone beim „Bremswagenrennen"

Fürst Zitrone gab ein großes Fest.
Meine Untertanen sollen sich belustigen, dachte er, dann haben sie keine Zeit, an ihre Sorgen zu denken.
Er hatte ein großes Trabrennen veranstaltet, an dem alle Hofzitronen ersten, zweiten und dritten Ranges teilnahmen, natürlich als Fahrer und nicht als Pferde.
Die Besonderheit des Rennens bestand darin, daß die Pferde gebremste Wagen zu ziehen hatten. Vor dem Start legten die Zitronen ungeheuer schwere und

starke Bremsen an die Räder der Wagen, und der Fürst selbst sah die Bremsen nach, ob sie auch wirklich hielten.
Sie hielten so gut, daß sich die Räder überhaupt nicht bewegten. Die Pferde mußten daher zehn-, zwanzig-, dreißigmal soviel Kraft aufwenden, um die Wagen von der Stelle zu bringen.
Als der Fürst das Zeichen zum Start gab, stemmten die armen Tiere ihre Hufe in den Boden, krümmten ihre Beine und begannen aus Leibeskräften zu ziehen, wobei ihnen der Schaum von den Mäulern flog. Da schwangen die Zitronen ihre prachtvollen Peitschen und hieben wie wild auf sie ein.
Einige Wagen rückten um ein paar Zentimeter vor, und der Fürst klatschte zufrieden in die Hände. Dann begab er sich selbst auf die Rennbahn und machte sich einen Spaß daraus, nach links und nach rechts auf die Pferde zu peitschen.
„Peitscht meines, Hoheit", schrien die Zitronen, um dem Fürsten gefällig zu sein.
Und der peitschte, was das Zeug hielt.
Die entsetzten, verängstigten Pferde bogen ihre Beine durch, daß sie fast brachen.
Dieses grausame Spiel war eine Erfindung des Fürsten, der sich gesagt hatte: Alle Pferde können rennen, wenn man ihnen die Zügel schießen läßt! Ich will mal sehen, ob sie auch rennen können, wenn man sie festhält! In Wahrheit hatte er nur seine Freude daran, die Pferde peitschen zu können, und veranstaltete derartige Feste, um sich auszutoben.
Die Menge war entrüstet, mußte aber an dem grausamen Schauspiel teilnehmen. Denn wenn der Fürst beschlossen hatte, daß sie sich vergnügen sollte, dann

hatte sie sich eben zu vergnügen.
Plötzlich erstarrte er mit hoch erhobener Peitsche, und die Augen traten ihm aus den Höhlen. Seine Beine zitterten, sein Gesicht wurde noch gelber als sonst, und unter seiner gelben Mütze standen ihm die Haare so zu Berge, daß das goldene Glöckchen ganz jämmerlich zu klingeln begann.
Der arme Fürst hatte gesehen, daß sich die Erde vor seinen Füßen auftat.
Zuerst war ein Riß entstanden, dann ein zweiter, und dann hatte sich mitten auf der Bahn eine kleine Erderhebung gebildet, wie sie die Maulwürfe auf den Feldern im Nu fabrizieren. Schließlich brach die Erhebung auseinander, der Riß wurde größer, ein Kopf, zwei Schultern tauchten auf, ein lebhaftes Persönchen kam heraus und half sich dabei mit Ellenbogen und Knien: Zwiebelchen!
Man hörte auch die näselnde Stimme der Maulwürfin, die erschrocken rief: „Zwiebelchen, komm zurück, wir haben uns verirrt!"
Aber Zwiebelchen hörte sie gar nicht. Wie er das schweißgebadete und entsetzte Gesicht des Fürsten Zitrone vor sich sah, der, starr wie eine Statue, die Peitsche in der erhobenen Hand hielt, da gab es ihm einen Ruck.
Ohne zu denken, was er tat, ging er auf den Statthalter zu und entriß ihm die Peitsche. Zur Probe ließ er sie erst ein paarmal durch die Luft knallen und zog sie dann dem Fürsten Zitrone über den Rücken, der vor Schreck gar nicht auswich und den vollen Hieb abbekam.
„Au!" schrie der Statthalter.
Zwiebelchen ließ die Peitsche noch einmal nieder-

sausen. Da wandte sich der Statthalter ab und rannte davon, was seine Beine hergaben.
Das war das Zeichen. Hinter Zwiebelchen tauchten wie durch Zauberei alle entflohenen Sträflinge auf, und die Menge begrüßte einen nach dem andern mit freudigen Zurufen. So sahen die Väter ihre Söhne und die Frauen ihre Männer wieder.
Im Nu waren die Polizeikordons durchbrochen, die Menge strömte auf die Rennbahn, nahm die Gefangenen auf die Schultern und trug sie im Triumph davon.
Die erschrockenen Hofzitronen wollten fliehen. Aber ihr wißt ja, daß ihre Wagen gebremst waren, und so kamen sie keine Handbreit von der Stelle: Auf diese Weise wurden die Zitronen gefangengenommen und wie Salamiwürste gebunden.
Fürst Zitrone hatte allerdings noch auf seinen Wagen springen können, der das Rennen nicht mitgemacht hatte und daher auch nicht gebremst war. Er raste davon. Er dachte gar nicht daran, in seinen Palast zurückzukehren, sondern fuhr aufs freie Land hinaus, wobei er die Pferde mit einem Stock schlug, damit sie noch schneller liefen. Die folgsamen Tiere liefen auch so schnell, daß der Wagen schließlich umfiel und Fürst Zitrone kopfüber in einem Misthaufen landete.
Da gehört er hin, hätte Zwiebelchen gesagt, wenn er dabeigewesen wäre.

Achtundzwanzigstes Kapitel
Tomate erläßt eine Schlechtwettersteuer

Zur gleichen Zeit, als in der Stadt die großen „Bremswagenrennen" stattfanden, hatte Tomate alle Bewohner zu einer wichtigen Entscheidung ins Schloß zum Kirschbaum in einen großen Saal, der auch als Gerichtssaal diente, zusammenrufen lassen.
Es braucht wohl nicht erst gesagt zu werden, daß Tomate selbst den Gerichtspräsidenten machte und Erbse den Rechtsanwalt. Herr Petersilie war Gerichtsschreiber und schrieb alle Antworten in ein dickes Protokollbuch. Das tat er mit der linken Hand, weil er sich mit der rechten immerzu die Nase schneuzte.
Die Leute waren recht erschrocken, denn jedesmal, wenn das Gericht zusammentrat, bedeutete das was Schlechtes. Das letzte Mal zum Beispiel hatte das Gericht beschlossen, daß die Luft Eigentum der Gräfinnen vom Kirschbaum sei und daß man deshalb für die eingeatmete Luft eine Steuer an die Schloßverwaltung abführen müsse. Einmal im Monat ging Tomate in sämtliche Häuser, ließ die Bewohner in seiner Anwesenheit tief Luft holen und maß ihren Atem, dann machte er einige Multiplikationen, und das Ergebnis war die Steuer, die man fürs Atmen zu zahlen hatte. Herr Gurkenkürbis, der, wie ihr wißt, in einem fort seufzte, mußte eine ungeheuer hohe Steuer bezahlen.
Ritter Tomate ergriff als erster das Wort und sagte mitten in das tiefste Schweigen hinein: „In letzter Zeit sind die im Schloß eingegangenen Einkünfte ziemlich niedrig gewesen. Wie ihr wißt, befinden sich

die beiden armen, alten, vater- und mutterlosen Damen in tiefstem Elend und sehen sich in die traurige Notwendigkeit versetzt, auch den jungen Herzog Mandarine und den Baron Apfelsine mitzuernähren, damit sie nicht Hungers sterben."

Meister Traube warf einen grimmigen Blick auf den Baron, der mit geschlossenen Augen in einer Ecke saß und ein Hasenragout mit Spatzenbeilage zu sich nahm.

„Hier werden keine grimmigen Blicke geworfen", drohte Tomate, „schauen Sie nicht so, sonst lasse ich den Saal räumen!" Meister Traube richtete schnell seine Augen auf die eigenen Schuhspitzen. „Die edlen Gräfinnen, unsere geliebten Herrinnen, haben daher ein schriftliches Gesuch auf Kanzleipapier eingereicht, um die Anerkennung eines sie betreffenden bedeutsamen Rechtes zu erwirken. Rechtsanwalt, verlesen Sie das Schriftstück!"

Herr Erbse stand auf, räusperte sich, warf sich wichtigtuerisch in die Brust und begann zu lesen: „Die hierselbst unterzeichneten Gräfinnen Prima und Secunda vom Kirschbaum nehmen Bezug darauf, daß sie Herrinnen über die Luft sind, und vertreten dieserhalb die Auffassung, daß sie auch Herrinnen über den Regen sind. Sie fordern also von allen Bürgern die Entrichtung einer Steuer von hundert Lire für einen einfachen Regenschauer, von zweihundert Lire für ein Gewitter mit Donner und Blitz, von dreihundert Lire für einen Schneefall und von vierhundert Lire für einen Hagelschlag. Es folgen die Unterschriften." Herr Erbse setzte sich wieder.

Der Präsident fragte: „Sind die Stempel in Ordnung?"

„Jawohl, Herr Präsident", antwortete Herr Erbse und sprang wieder auf die Beine.
„Sehr gut", stellte Tomate fest, „sind die Stempel in Ordnung, sind auch die Gräfinnen im Recht. Das Gericht zieht sich zur Beratung zurück."
Der Ritter erhob sich, nahm seine schwarze Toga wieder auf, die ihm von den Schultern gerutscht war, und zog sich in ein kleines Zimmer zurück, um den Gerichtsbeschluß zu verfassen.
Benno Birne stieß seinen Nachbarn Peter Porree leicht mit dem Ellenbogen an und flüsterte schüchtern: „Finden Sie das richtig, daß man auch für den Hagelschlag etwas bezahlen soll? Für den Regen und für den Schnee verstehe ich es schon, die sind ja ganz gut für die Landwirtschaft. Aber ein Hagelschlag ist doch an sich schon ein hübsches Unglück, und ausgerechnet den müssen sie am höchsten besteuern!"
Peter Porree antwortete nicht. Er strich sich aufgeregt über den Schnurrbart, und seine Frau half ihm dabei, um ihren Ärger loszuwerden.
Meister Traube kramte in seinen Taschen nach der Ahle, damit er sich am Kopf kratzen konnte, erinnerte sich aber dann, daß er vor Betreten des Saales sämtliche Waffen hatte abliefern müssen. Herr Petersilie ließ seine Augen nicht vom Saal und machte dauernd Eintragungen: „Benno Birne hat geflüstert. Peter Porree streicht sich über den Schnurrbart. Frau Kürbis prustet. Herr Gurkenkürbis seufzt zweimal." Er machte es wirklich ebenso wie jene Schüler, die von der Lehrerin an die Tafel geschickt werden, um die Namen der ungezogenen Kinder aufzuschreiben, während sie selbst sich im Flur mit ihren Kolleginnen unterhält.

Auf die Seite der Braven schrieb Herr Petersilie: „Der junge Herzog Mandarine ist brav. Baron Apfelsine ist sehr brav. Er ißt gerade den vierunddreißigsten Spatzen."
Ach, dachte Meister Traube, wenn nur Zwiebelchen da wäre, dann würden bestimmte Dinge nicht geschehen. Seitdem Zwiebelchen im Gefängnis sitzt, werden wir hier wie Sklaven behandelt und können nie den Mund aufmachen, aus Angst, daß uns Herr Petersilie in sein dummes Buch einträgt.
Diejenigen, die Herr Petersilie auf die Seite der Ungezogenen eintrug, mußten hinterher eine Strafe bezahlen. Meister Traube mußte jeden Tag eine Strafe bezahlen und manchmal sogar zwei.
Endlich erschien das Hohe Gericht, also Tomate, wieder im Gerichtssaal.
„Aufstehen!" befahl Herr Petersilie, er blieb allerdings sitzen.
„Ich schreite zur Verlesung des Gerichtsbeschlusses", sagte der Ritter. „Er lautet: Das Gericht anerkennt das Recht der Gräfinnen, sich eine Miete für den Regen sowie für die anderen himmlischen Niederschläge entrichten zu lassen. Es ordnet daher an: Jeder Einwohner hat an die Schloßverwaltung das Doppelte dessen abzuführen, was die Gräfinnen beantragt hatten."
Im Saal entstand eine Erregung.
„Ruhe", schrie Tomate, „oder ich lasse gleich den Saal räumen! Ich bin noch nicht fertig. Das Hohe Gericht beschließt außerdem, daß auch für den Tau Miete bezahlt werden muß sowie für den Rauhreif, den Nebel und jede andere Art von Feuchtigkeit. Dieser Beschluß ist mit dem Augenblick seiner Ver-

lesung rechtskräftig."
Alle blickten erschrocken zum Fenster hinaus und hofften auf klaren Himmel. Doch sie mußten leider sehen, daß ein Gewitter im Anzug war.
Du liebe Güte, dachte Meister Traube, da sind vierhundert Lire fällig!
„Verdammte Wolken!"
Auch Tomate schaute zum Fenster hinaus, und über sein fettes, rotes Gesicht breitete sich ein wunderschönes Lächeln.
„Euer Gnaden", rief Herr Erbse, „wir haben Glück! Das Barometer fällt. Sicher bekommen wir schlechtes Wetter."
Alle schleuderten ihm wütende Blicke zu und bekamen dafür einen Vermerk von Herrn Petersilie, der nicht das geringste durchgehen ließ.
Als dann nach einigen Minuten das Unwetter wirklich losbrach, da hüpfte Herr Erbse sogar auf das Präsidentenpult, und Meister Traube mußte sich in seiner ganzen Wut damit begnügen, starr und steif auf seine Schuhspitze zu schauen, damit er nicht noch eine Strafe aufgebrummt bekam.
Die armen Dorfbewohner sahen dem Regen zu, wie sie auch dem Weltuntergang zugesehen hätten. Der Donner klang ihnen wie Kanonenschüsse. Und die Blitze schienen ihnen mitten durchs Herz zu gehen.
Herr Petersilie feuchtete den Tintenstift an seiner Zunge an und rechnete schnell aus, was die Schloßverwaltung mit dieser herrlichen Gottesgabe alles verdiente. Das ergab eine ganz hübsche Summe, die, zusammen mit den Strafgebühren, ein kleines Vermögen ausmachte.
Frau Kürbis begann zu weinen, und Peter Porrees

Frau folgte flugs ihrem Beispiel, wobei sie den Schnurrbart ihres Mannes von oben bis unten naß machte, weil sie sich die Tränen damit abwischte.
Tomate ärgerte sich fürchterlich und jagte sie allesamt aus dem Saal.
Die Ärmsten traten in den strömenden Regen hinaus und hatten gar keine Eile, den Hügel hinunterzukommen. Es war ihnen ganz gleichgültig, ob sie dabei naß wurden und sich vielleicht auch einen Schnupfen holten. Hat einer große Sorgen, dann denkt er nicht an die kleinen.
Vor dem Dorf war ein Eisenbahnübergang, und unsere Freunde mußten stehenbleiben, weil gerade der Zug kam. Ein Zug am Bahnübergang ist immer eine interessante Sache. Man sieht, wie die Lokomotive ankommt, prustet und Rauch aus dem Schornstein pafft. Im Führerhäuschen steht der Lokomotivführer mit einem Blümchen im Mund und zieht lustig an der Pfeifenstrippe. Aus den Fenstern gucken die Reisenden heraus, die vom Jahrmarkt kommen: die Bauern in ihrem Umhang und die Bäuerinnen mit ihrem schwarzen Tuch über dem Kopf. Im letzten Wagen . . .
„Du liebe Güte", rief Frau Kürbis aus, „seht euch mal den letzten Wagen an!"
„Man könnte fast sagen", meinte Herr Gurkenkürbis schüchtern, „man könnte fast sagen, daß das Bären sind."
In der Tat lehnten sich drei Bären zum Fenster hinaus und betrachteten voller Interesse die Landschaft.
„So was hat man ja noch nicht gesehen", stellte Peter Porree fest, und sein Schnurrbart sträubte sich dabei vor Entrüstung.

Einer der drei Bären besaß sogar die Frechheit, sie zu grüßen.
„Unverschämter Kerl", rief ihm Meister Traube nach, „du willst dich wohl noch über uns lustig machen?"
Ach was, der Bär grüßte trotzdem weiter, und selbst als der Zug schon vorbei war, beugte er sich noch aus dem Fenster und wackelte so heftig mit der Tatze, daß er beinahe herausgefallen wäre. Zum Glück erwischten ihn die andern beiden Bären am Schwanz und zogen ihn wieder herein.
Unsere Freunde erreichten gerade den Bahnhof, als der Zug einlief. Da sahen sie schon wieder die drei Bären, wie sie ausstiegen und sich dabei würdevoll hin und her wiegten. Der Älteste der drei gab dem Beamten die Fahrscheine.
„Das sind drei Tanzbären", meinte Meister Traube verächtlich, „die sind bestimmt hierhergekommen, um ein Gastspiel zu geben. Gleich wird der Bärenführer erscheinen. Das ist sicher so ein alter Deutscher mit einem roten Bart und einer Holzflöte!"
Aber der Bärenführer hatte ein grünes Mützchen auf dem Kopf und blaue Hosen an, mit Flicken an den Knien .... ein lebhaftes, aufgewecktes Gesichtchen ...., und machte sonst den Eindruck, als hätte er gerade einen tollen Einfall.
„Zwiebelchen!" rief Meister Traube und rannte los.
Es war wirklich Zwiebelchen, der vor seiner Rückkehr noch den Zoo besucht und die Bärenfamilie befreit hatte. Und der Wärter war so froh, ihn wiederzusehen, daß er ihm auch den Elefanten geschenkt hätte.

Aber der Elefant wollte nicht an die Revolution glauben, blieb im Stall und schrieb seine Erinnerungen.
Stellt euch nun die Umarmungen, Küsse, Erzählungen und so weiter und so weiter vor.
Und das alles bei strömendem Regen, das ist das schönste! Hat einer eine große Freude, dann spielen die kleinen Sorgen keine Rolle und auch nicht, ob man sich erkältet.
Benno Birne wollte gar nicht mehr aufhören, dem jüngsten Bären die Tatze zu schütteln, und stammelte bewegt: „Erinnern Sie sich noch, wie Sie zum Klang der Geige getanzt haben?"
Der junge Bär erinnerte sich und begann auch gleich zu tanzen, und die Kinder klatschten dazu.
Natürlich wurde Kirschlein sofort von der Rückkehr Zwiebelchens unterrichtet. Stellt euch die Umarmungen der beiden Freunde vor!
„Jetzt aber Schluß damit", sagte schließlich Zwiebelchen, „ich muß euch einen kleinen Plan auseinandersetzen ..." Und während Zwiebelchen seinen Plan auseinandersetzt, wollen wir einmal nachschauen, was aus dem Fürsten Zitrone geworden ist.

Neunundzwanzigstes Kapitel
Ein Unwetter, das nicht mehr aufhört

Mit der Ausrede, daß er dort hinpaßt, haben wir den Statthalter kopfüber im Misthaufen steckenlassen.
„Hier ist es warm und ruhig", stellte der Statthalter fest und spuckte den Mist aus, der ihm in den Mund

gekommen war. „Hier bleibe ich, bis meine Polizei die öffentliche Ordnung wiederhergestellt hat."
Da er sich während seiner Flucht nicht einmal umgedreht hatte, wußte er natürlich noch nicht, daß seine Polizei ausgerissen war, daß seine Zitronen die Gefängnisse füllten und daß man die Republik proklamiert hatte.
Als ihm dann der Regen den Hintern gehörig naß machte, änderte er seine Ansicht: „Dieser Platz ist mir zu feucht", meinte er, „ich will mir lieber einen trockneren aussuchen."
Er strampelte noch viel stärker mit den Beinen und kam auf diese Weise endlich aus dem Misthaufen heraus.
Da wurde er gewahr, daß er sich in nur ein paar Schritt Entfernung vom Schlosse zum Kirschbaum befand.
Wie zum Teufel bin ich hierhergeraten? fragte er sich und strich sich den Mist von den Augen, der sich wie Scheuklappen darübergelegt hatte.
Dann verbarg er sich hinter einem Strohschober, um eine Art Prozession vorüberzulassen — ihr wißt, wer es war —, und ging den Hügel hinauf. Er klingelte, und Erdbeerchen öffnete die Tür.
„Die Gräfinnen empfangen keine Bettler", sagte das Mädchen und wollte ihm die Tür vor der Nase zuschlagen.
„Ich bin kein Bettler, ich bin der Statthalter!"
Erdbeerchen sah ihn mitleidig an. „Armer Mann", meinte sie, „das Elend hat Sie um den Verstand gebracht!"
„Ich bin nicht im Elend, ich bin steinreich!"
„Das würde man gar nicht annehmen, wenn man Sie

so sieht", sagte Erdbeerchen noch und putzte ihm das Gesicht mit ihrem Taschentuch ab.
„Lassen Sie das Wischen mit dem Fetzen und melden Sie mich lieber den Gräfinnen!"
„Was geht hier vor?" fragte Herr Petersilie, der gerade daherkam und sich die Nase schneuzte.
„Da ist ein armer Mann, der sich für den Statthalter hält."
Herr Petersilie brauchte den Fürsten nur kurz anzusehen, um zu wissen, wer er war.
„Ich habe mich nur so verkleidet, um mein Volk aus unmittelbarer Nähe kennenzulernen", erklärte Zitrone, der sich wegen seines Aufzugs schämte.
„Bitte, tretet ein, Hoheit", forderte ihn Herr Petersilie auf und verneigte sich bis zur Erde.
Der Statthalter trat ein und warf dabei einen vernichtenden Blick auf Erdbeerchen. Die Gräfinnen waren des Lobes voll über des Fürsten Volksverbundenheit.
„Denken Sie nur, welche Unbilden er auf sich nehmen muß!"
„Alles für das Wohl des Volkes", erwiderte der Statthalter und errötete noch nicht einmal, denn man hat noch niemals eine Zitrone erröten gesehen.
„Und wie haben Hoheit Ihr Volk vorgefunden?"
„Glücklich und zufrieden", erklärte der Fürst, „ich kenne kein glücklicheres Volk als das meine!"
Und dabei wußte er gar nicht, daß er die Wahrheit sprach. Sein Volk war in diesem Augenblick wirklich glücklich, aber nur deshalb, weil es sich seines Statthalters entledigt hatte.
„Wünschen Hoheit ein Pferd, um in den Palast zurückzukehren?" fragte Tomate.

„Nein, nein", erwiderte der Fürst lebhaft, „ich warte, bis das Unwetter vorüber ist."
„Ich erlaube mir, untertänigst darauf hinzuweisen", sagte der Ritter erstaunt, „daß das Unwetter bereits vorüber ist und daß schon wieder die Sonne scheint."
„Sie wagen, mir zu widersprechen?" schrie der Fürst und stampfte mit den Füßen auf.
„In der Tat, ich verstehe Ihre Vermessenheit nicht", ließ sich Baron Apfelsine vernehmen, „wenn Hoheit sagen, daß Schlechtwetter herrscht, dann ist das für mich die lautere Wahrheit."
Und auf einmal begannen sie alle vom Wetter zu sprechen.
„So ein abscheuliches Wetter", sagte Gräfin Prima und sah durchs Fenster in den Garten hinaus, wo die Sonne die noch regennassen Blüten wie lauter Edelsteine blinken ließ.
„So ein furchtbarer Regen! So sehen Sie nur, wie schräg er fällt!" rief Gräfin Secunda aus und betrachtete einen Sonnenstrahl, der schräg aus einer Wolke fiel und sich im Goldfischbrunnen spiegelte.
„Hören Sie, wie es donnert", sagte der junge Herzog Mandarine, steckte sich die Finger in die Ohren und tat höchst erschrocken.
„Erdbeerchen", rief Gräfin Prima, denn ihr war ein blendender Einfall gekommen, „schließ sofort sämtliche Fensterläden!"
Erdbeerchen beeilte sich, sämtliche Fensterläden zu schließen, und bald herrschte in allen Zimmern tiefste Dunkelheit.
Im Salon machten sie das Licht an, und Gräfin Secunda seufzte: „Welch furchtbare Nacht!"

„Ich habe Angst", sagte Fürst Zitrone in einer Anwandlung von Ehrlichkeit.
Um ihm Mut zu machen, begannen sie alle wie Espenlaub zu zittern. Nach einer gewissen Zeit ging Tomate ans Fenster, öffnete den Laden um einen Spalt und wagte den vorsichtigen Einwand: „Ich glaube, das Unwetter verzieht sich."
„Nein, nein, es verzieht sich nicht!" schrie der Fürst und warf einen schiefen Blick auf den Sonnenstrahl, der siegessicher ins Zimmer eindrang.
Tomate machte schnell den Laden wieder dicht und gab zu, daß es in der Tat noch heftig regnete.
„Hoheit", seufzte der Baron, der es schon nicht mehr erwarten konnte, daß man zu Tisch ging, „möchtet Ihr nicht etwas zu Euch nehmen?"
Nein, der Fürst wollte nichts zu sich nehmen. „Bei dem Wetter", sagte er, „habe ich überhaupt keinen Appetit."
Der Baron verstand zwar nicht, was das Wetter mit dem Abendessen zu tun hatte, aber da jetzt alle behaupteten, daß ihnen bei dem schlechten Wetter der Appetit vergangen sei, erklärte auch er: „Ich sagte das nur so, Hoheit. Die Blitze gehen mir dermaßen auf den Magen, daß ich noch nicht einmal ein Süppchen essen könnte."
In Wahrheit hätte er am liebsten ein paar Stühle verschlungen, wenn das gegangen wäre. Doch es war nicht ratsam, sich dem Fürsten zu widersetzen.
Der schlief schließlich auf seinem Stuhl ein, weil ihn die Aufregungen des Tages so müde gemacht hatten. Man warf ihm eine Decke über und ging zum Abendessen.
Tomate aß nur sehr wenig. Dann stand er schnell auf

und sagte, daß er zu Bett gehe. Statt dessen stahl er sich in den Garten hinaus und nahm Richtung auf das Dorf.

Ich möchte mich einmal selbst umsehen. Die Angst des Fürsten kommt mir doch recht verdächtig vor. Ich würde mich auch gar nicht wundern, wenn die Revolution ausgebrochen wäre, dachte er.

Bei diesem Wort lief es ihm eiskalt über den Rücken. Er verbot sich selbst, das Wort noch einmal zu denken; aber je öfter er es sich verbot, desto öfter dachte er es. Dieses verdammte Wort tanzte ihm mit allen seinen Buchstaben vor den Augen herum: R wie Richard, E wie Emil, V wie Viktor und so weiter und so weiter.

Plötzlich hatte er den Eindruck, daß ihm jemand nachging. Er versteckte sich hinter einem Busch und wartete. Nach einigen Minuten kam Herr Erbse daher, der so vorsichtig einen Fuß vor den andern setzte, als ginge er auf Eiern. Der Rechtsanwalt war sehr mißtrauisch. Er hatte bemerkt, wie sich der Ritter in den Park schlich, und war ihm nachgeschlichen.

Das hat seine besondere Bewandtnis, hatte er sich gesagt, verlieren wir ihn also nicht aus dem Auge.

Tomate wollte gerade aus seinem Versteck hervorkommen, als noch eine schattenhafte Gestalt erschien.

Also verdrückte er sich wieder hinter den Busch, um sie vorüberzulassen. Dieses Mal war es Herr Petersilie, der dem Rechtsanwalt nachschlich.

Mit seiner langen Nase hatte er gewittert, daß irgend etwas Besonderes los war, und wollte nicht im Dunkeln gelassen werden. Der junge Herzog Man-

darine hatte dagegen Petersilie gewittert und kam gleich darauf in den Spuren des Magisters an.
„Ich würde mich gar nicht wundern, wenn der Baron auch noch käme", murmelte Tomate und hielt seinen Atem an, um sich nicht zu verraten.
Tatsächlich erschien auch der Baron. Als er den jungen Herzog fortgehen sah, hatte er sich gedacht, daß dieser im geheimen zu einem kleinen Abendessen ginge, und wollte sich die Gelegenheit zu einem guten Imbiß nicht entgehen lassen. Bohne schleppte sich mit der schweren Schubkarre ab, konnte aber im Dunkeln weder Steine noch Löcher erkennen, und so bekam der Baron dauernd so kräftige Stöße in den Bauch versetzt, daß er jaulte wie ein junger Köter.
Nach dem Baron kam niemand mehr. Tomate verließ sein Versteck und entschloß sich, ihnen nachzugehen.
So liefen sie die ganze liebe Nacht einander nach. Herr Erbse suchte vergeblich Tomate einzuholen, der allerdings der letzte in der Reihe geworden war, Herr Petersilie blieb Herrn Erbse auf der Spur, der junge Herzog war Herrn Petersilie auf den Fersen, der Baron verlor den jungen Herzog nicht aus dem Auge, und Tomate folgte dem Baron nach. Jeder beobachtete gespannt seinen Vordermann und dachte nicht im mindesten daran, daß er selbst ebenso beobachtet wurde. Manchmal verschob sich die Reihenfolge der Verfolger, das heißt, Herr Erbse, der an der Spitze ging, wurde zweiter, weil Herr Petersilie durch eine kleine Gasse gelaufen war und ihm den Weg abgeschnitten hatte. Dann fanden sie nicht eher Ruhe, bis die alte Reihenfolge wiederhergestellt war. Da sie die ganze Nacht damit zubrachten, sich gegenseitig

nachzuspüren, hatten sie natürlich keine Zeit, auf andere Dinge zu achten, und wußten dann beim Morgengrauen auch nicht mehr als zuvor. Außerdem waren sie todmüde.

Und so kehrten sie ins Schloß zurück. Als sie auf den Parkwegen einander begegneten, grüßten sie sich, erkundigten sich nach ihrer Gesundheit und logen sich eine Menge vor.

„Wo sind Sie gewesen?" fragte Tomate Herrn Erbse.

„Ich war Trauzeuge bei meinem Bruder, der geheiratet hat."

„Sonderbar, sonst werden doch nachts keine Hochzeiten gefeiert."

„Mein Bruder ist eben ein Sonderling", erwiderte der Rechtsanwalt und wurde rot.

Tomate grinste über das ganze Gesicht. Ihr müßt nämlich wissen, daß Herr Erbse gar keinen Bruder hatte.

Herr Petersilie sagte, daß er auf der Post gewesen wäre, und der junge Herzog und der Baron behaupteten alle beide, daß sie geangelt hätten, und taten sehr erstaunt, weil sie sich nicht begegnet waren.

Vor lauter Müdigkeit fielen ihnen die Augen zu. Und so sah nur einer von ihnen, daß auf dem Schloßturm die Fahne der Republik flatterte.

Zwiebelchen und Kirschlein hatten sie in der nämlichen Nacht gehißt, und jetzt warteten sie dort oben auf die Dinge, die da kommen sollten.

Nachwort
Wo Tomate zum zweiten Mal weint

Jener eine, der gesehen hatte, daß auf dem Schloßturm die Fahne der Republik flatterte, dachte an einen Scherz Kirschleins und beschloß voller Wut, sofort zweierlei zu tun: erstens jene schreckliche Fahne herunterzureißen und dann das Gräflein tüchtig zu versohlen, weil es dieses Mal „über die Stränge" geschlagen hatte.

Da steigt also jener eine — und er nimmt gleich vier Stufen auf einmal — die Treppe hinauf, und bei jedem Schritt wird er vor Wut dicker und dicker und hat sogar Angst, daß er oben nicht mehr durch das schmale Türchen kommen wird, das auf den Turm hinausgeht. Ich höre seine furchtbaren Schritte wie Hammerschläge in das Schweigen dröhnen. Gleich wird er oben sein. Kommt er durch, oder kommt er nicht durch? Was wetten wir?

Jetzt ist er angekommen. Habt ihr gewettet?

Schön, ich sage euch gleich, daß diejenigen gewonnen haben, die behauptet hatten, daß er nicht durchkommt.

Tatsächlich war Tomate — denn er und kein anderer war die Treppen hinaufgestiegen; hattet ihr ihn nicht erkannt? — so dick geworden, daß er nicht mehr durch die Tür paßte.

Und jetzt steht er da, nur zwei Schritte trennen ihn von jener schrecklichen Fahne, die in der Sonne flattert, und er kann sie nicht herunterreißen, kann sie noch nicht einmal mit der ausgestreckten Hand berühren. Und neben dem Mast, neben dem jungen Grafen, der sich aufgeregt die Brille putzt, wen muß

er da sehen, wenn nicht Zwiebelchen in Person, den verhaßten Feind, der ihn zum ersten Male in seinem Leben zum Weinen gebracht hatte?
„Guten Tag, Herr Ritter“, sagte Zwiebelchen und machte eine Verbeugung.
Vorsicht, Zwiebelchen! Schade, die schöne Verbeugung hat deinen Kopf gerade in Reichweite gebracht: Tomate braucht nur seine Hand auszustrekken, und unser Held wird ebenso am Schopfe gefaßt wie am Tage seiner Ankunft.
Tomate ist so wütend, daß er nicht mehr an die Wirkung denkt, die dieses Haarziehen schon einmal bei ihm hatte. Und er zieht so kräftig, daß sich die ganze Geschichte wiederholt: Ein Büschel bleibt ihm in der Hand, er bekommt jenes fürchterliche Jucken in den Augen, und die Tränen quellen ihm über die Lider, groß wie Nüsse, und tropfen auf den Boden und machen platsch! platsch! platsch ...
Diesmal weinte aber Tomate nicht nur wegen der Wirkung, die von Zwiebelchens Haaren ausgegangen war. Er weinte auch aus Wut, denn er hatte alles verstanden.
Das ist das Ende! Das ist das Ende! dachte der Ritter voller Bitterkeit und ertrank fast in den eigenen Tränen.
Wir würden ihn ja gern ertrinken lassen. Aber Zwiebelchen ist großmütig und rettet ihn, und so kann Tomate den Turm hinunterflüchten, sich in sein Zimmer einschließen und dort weiterweinen.
Das gab noch einen Aufruhr, Kinder!
Der Fürst erwacht, läuft hinaus, sieht die Fahne, rennt, ohne auch nur A oder B zu sagen, die Straße entlang, landet wieder kopfüber in einem Misthaufen

und hofft, daß sie ihn dort nicht finden werden.
Der Baron erwacht und ruft Bohne. Bohne wird aber gar nicht wach, sondern zieht die Schubkarre mit geschlossenen Augen. Doch als sie den Schloßhof erreichen, weckt ihn das Sonnenlicht auf. Aber da ist ja noch ein anderes Licht neben der Sonne. Was ist denn das? Bohne hebt den Kopf und erkennt die Fahne, und kaum hat er die gesehen, da geht es ihm durch und durch, als hätte er einen elektrischen Schlag bekommen.
„Halt die Karre fest! Halt die Karre fest!" brüllt der Baron in höchstem Entsetzen.
Aber Bohne hält die Karre nicht fest, und der Baron rollt ganz würdelos den Abhang hinunter — wie jenes Mal, als er zwanzig Generäle zerquetschte —, landet im Goldfischbrunnen, und es kostet allerhand Anstrengungen, ihn wieder herauszufischen.
Der junge Herzog Mandarine erwacht, läuft zum Brunnen, springt auf den einen Flügel des Engelchens, das aus seinem Munde Wasser speit, und ruft: „Holt sofort die Fahne herunter, oder ich ertränke mich!"
„Wollen doch mal sehen, ob das stimmt!" meinte Bohne und gibt ihm einen Stoß.
Kurz danach holen wir den jungen Herzog mit einem Goldfisch im Mund wieder heraus. Armer Goldfisch, er wollte wohl eine neue Höhle erforschen. Er ist der einzige, der sein Leben läßt. Friede seinen ruhmreichen Flossen!
Von da an überstürzen sich die Ereignisse, und wir lassen sie sich ruhig überstürzen. Ein Tag fällt nach dem andern wie Kalenderblättchen, die Wochen vergehen mit allen ihren sieben Tagen auf einmal, und

wir können genauso nichts mehr erkennen, wie wenn im Kino der Vorführapparat plötzlich wahnsinnig wird; und wenn er dann wieder mit der richtigen Geschwindigkeit läuft, und wir können endlich sehen, was geschieht, dann ist alles schon ganz anders geworden.
Der Fürst und die Gräfinnen sind ins Exil gegangen. Was den Fürsten betrifft, so versteht sich das von selbst, aber warum sind auch die Gräfinnen gegangen? Niemand wollte ihnen etwas anhaben. Wenn sie aber schon einmal ins Exil gegangen sind, nun: wohl bekomm's!
Der Baron ist spindeldürr geworden. Weil er niemand hatte, der ihm die Karre zog, konnte er sich in den ersten Zeiten der Republik nicht auf die Beine machen, um sich etwas zum Essen zu beschaffen. So mußte er von seinen Fettreserven zehren, die er rasch verbrauchte. In zwei Wochen hatte er fast die Hälfte seines Gewichtes verloren, das heißt ein paar Doppelzentner.
Als er dann gehen konnte, stellte er sich an die Straßenecken und bettelte, doch man spuckte ihm auf die Hand und gab ihm nichts.
„Du bist gar kein Armer, du bist ein falscher Armer. Geh lieber arbeiten!"
„Ich finde keine Arbeit!"
„Dann geh zum Bahnhof und trag die Koffer!"
Das tat der Baron auch, und vor lauter Koffertragen wurde er so dünn wie ein Taschenmesser. Aus einem einzigen Anzug hat er sich ein halbes Dutzend gemacht. Einen Anzug hat er allerdings in seiner natürlichen Größe aufgehoben. Wenn ihr ihn besucht, zeigt er ihn euch ganz im geheimen.

„Seht nur“, sagt er dann, „seht nur, wie dick ich einmal war!“
„Nicht möglich!“ ruft ihr dann erstaunt aus.
„Das könnt ihr nicht glauben, was?“ Der Baron lächelt verschmitzt und siegessicher: „Erkundigt euch! Erkundigt euch nur! Ach, das waren noch Zeiten! An einem einzigen Tage habe ich so viel gegessen wie jetzt in drei Monaten. Seht nur: Welch ein Bauch, welch ein Rücken, welch ein Hintern!“
Der junge Herzog? Ach, der macht keinen Finger krumm und lebt zu Lasten des Barons. Jedesmal, wenn ihm der Baron etwas verweigert, springt er auf die Laternenpfähle und droht, sich umzubringen, falls er nicht zufriedengestellt wird. Und der Baron, der aus der Zeit seiner Dickleibigkeit nur noch sein altes Herz bewahrt hat, gibt seufzend nach.
Dafür seufzt Herr Gurkenkürbis überhaupt nicht mehr. Er ist Obergärtner im Schloßgarten geworden, und Tomate steht unter seinem Befehl. Ihr seid nicht damit einverstanden, daß Tomate noch herumläuft? Der Arme, er hat eine Zeitlang im Gefängnis gesessen, aber schließlich haben sie ihm doch verziehen. Jetzt denkt er nur noch daran, Kohl zu pflanzen und Gras zu mähen. Manchmal beschwert er sich ja, das stimmt schon, aber das tut er nur ganz im geheimen, wenn er Herrn Petersilie trifft, der jetzt Schloßpedell ist.
Ein Schloß mit Pedell? Das findet ihr sicher komisch, aber es ist schon so. Das Schloß ist nämlich kein Schloß mehr, sondern ein Haus zum Spielen. Selbstverständlich für die Kinder. Da gibt es einen Tischtennissaal, einen Zeichensaal, einen Saal fürs Kasperletheater, einen Kinosaal und so weiter und so

weiter. Natürlich gibt es da auch das schönste Spiel, die Schule: Zwiebelchen und Kirschlein sitzen nebeneinander auf derselben Bank und lernen Rechnen, Sprachen, Geschichte und all die andern Fächer, die man kennen muß, um sich vor den Schurken zu verteidigen und um sie fernzuhalten.

„Denn", sagt Zwiebel immer wieder zu seinem Sohn, „auf der Welt gibt es viele Schurken. Und die, die wir fortgejagt haben, könnten ja auch einmal wiederkommen."

Doch ich bin davon überzeugt, daß sie nicht wiederkommen werden. Selbst Herr Erbse wird nicht wiederkommen. Er ist ganz still verschwunden, weil er zuviel auf dem Gewissen hatte.

Es wird erzählt, daß er irgendwo im Ausland eine Praxis habe, aber das ist mir gleichgültig. Ich bin froh, daß er aus unserer Geschichte verschwunden ist, bevor sie zu Ende geht. Es wäre mir doch zuviel gewesen, ihn bis ans Ende mitzuschleppen.

Ich vergaß noch, euch zu sagen, daß Bürgermeister des Ortes Meister Traube ist, der, um die Würde seiner neuen Stellung zu wahren, die Gewohnheit verloren hat, sich mit der Ahle am Kopf zu kratzen. Nur in ganz besonders schwierigen Fällen kratzt er sich ein bißchen mit dem Bleistift, aber das ist eigentlich nicht der Rede wert.

Eines schönen Morgens sah man, daß alle Wände des Ortes über und über mit der großen Inschrift versehen waren: „Es lebe der Bürgermeister!"

Frau Kürbis hat die Rede in Umlauf gebracht, daß Meister Traube das selbst geschrieben hätte.

„Ein schöner Bürgermeister ist das", meinten die Gevatterinnen, „der nachts umhergeht und die



Wände vollschreibt!“
Aber das ist gelogen. Die Inschriften stammen aus Peter Porrees Hand. Eigentlich auch nicht aus der Hand, sondern aus dem Schnurrbart. Peter Porree hat nämlich die Wände mit seinem Schnurrbart beschrieben, den er vorher in Tinte tauchte. Ich kann euch das ja sagen, weil ihr noch keinen Schnurrbart habt, deshalb auch nicht auf den Einfall kommen werdet, Peter Porree nachzuahmen, und also auch kein Unheil anrichten könnt.
Jetzt ist die Geschichte wirklich zu Ende. Es stimmt schon, daß es noch andere Schlösser auf der Welt gibt und noch andere Schurken außer den Zitronen. Aber sie werden alle nacheinander verschwinden, und in ihren Parkanlagen werden die Kinder spielen.
So soll es sein.

INHALTSVERZEICHNIS








ab 10 J.

ATB · Alex Taschenbücher

Als Zwiebelchen seinen Vater besucht, der vom Statthalter Zitrone ins Gefängnis geworfen wurde, gibt ihm der Alte zum Abschied den Rat: Pack deine Siebensachen, zieh in die Welt hinaus und studiere die Schurken! Noch weiß Zwiebelchen nicht, wobei ihm ein solches Studium helfen könnte. Doch eins schwört er: Den Vater und all die anderen unschuldig Eingekerkerten wird er eines Tages befreien.
Die Geschichte von Zwiebelchen und seinen Freunden, die mutig gegen Ungerechtigkeit und Grausamkeit kämpfen, ist vielen Lesern bereits zu einem Lieblingsbuch geworden.

Der Kinderbuchverlag Berlin

ISBN 3-358-00231-4